

»... die DDR schien mir eine Verheißung.«

Migrantinnen und Migranten in der DDR und in Ostdeutschland



„... die DDR
schien mir eine
Verheißung.“

Migrantinnen und Migranten
in der DDR und in Ostdeutschland

Carina Großer-Kaya und Monika Kubrova
Fotograf: Mahmoud Dabdoub

Landesnetzwerk Migrantenorganisationen
Sachsen-Anhalt (LAMSA) e.V. in Zusammenarbeit mit
dem Dachverband der Migrant*innenorganisationen
in Ostdeutschland DaMost e.V. (Hg.)

**Die Publikation wurde finanziell durch die Förderung
des Beauftragten der Bundesregierung für die Ostdeutschland
unterstützt.**



Der Beauftragte der Bundesregierung
für Ostdeutschland



Bundesministerium
für Wirtschaft
und Energie

Gefördert durch:

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Inhalt

Vorwort	6
Einleitung	
Migrationsgeschichten in und aus Ostdeutschland – das Projekt Mi*story (Carina Großer-Kaya)	9
Biographien der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen (Monika Kubrova)	
Adelia Engel	16
Cristian Hernán Gárate Garay	24
Vu Thi Hoang Ha	30
Tatjana Schewtschenko	38
Mahmoud Dabdoub	46
Moussa Dansokho	52
Rudaba Badakhshi	58
Piedoso Manave	66
Ngo Nhat Thiem	72
Abdoul Coulibaly	78
Doan Ngoc Oánh	86
Nguyen Trong Khang	92
Yasser Muhammad	96
Le Thi Thanh Binh	104
Le Duc Kiên	110
Elisabeth Karaseva	116
Anhang	
Weiterführende Literatur	122
Wer wir sind	125

Vorwort

Das Projekt „Mi*story. Migrationsgeschichten in und aus Ostdeutschland“ des Landesnetzwerks Migrant*innenorganisationen Sachsen-Anhalt (LAMSA) e.V. geht einen neuen Weg. Erstmals sollen biographische Daten und Erlebnisse von Migrant*innen und Migranten, die bereits in der DDR gelebt haben und bis heute in Deutschland geblieben sind, öffentlich präsentiert werden. Hierfür möchten wir LAMSA und allen Mitwirkenden am Projekt herzlich danken, allen voran den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die Teile ihrer Lebensgeschichte öffentlich zugänglich machen.

Im Projekt mit seinen Erzählcafés und Publikationen wird das Leben der Migrant*innen und Migranten in der DDR, im Transformationsprozess der Deutschen Einheit und im vereinten Deutschland beleuchtet; die Ankunft in der DDR, die Herausforderungen im Transformationsprozess und die Etablierung der nach Deutschland übersiedelten Menschen werden in ein öffentliches Fenster gestellt. Den Migrant*innen und Migranten, die ihr Leben in dieser Form einem Publikum vorstellen, gebührt Respekt. Das Veröffentlichen von biographischen Daten, Ereignissen, Erlebnissen und Wahrnehmungen belegt das Vertrauen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gegenüber den Leserinnen und Lesern. Wir sind zuversichtlich, dass Letztere dieser Offenlegung mit Empathie und Wertschätzung begegnen!

In einer soziologischen Perspektive erleben wir durch diese Zeitzeugenberichte etwas Besonderes: Migrantinnen und Migranten, die – neben Positivem – auch Ablehnung und Rassismus erfahren, werden zu Menschen „wie du und ich“, Menschen mit eigenen Erfahrungen, Hoffnungen, Zielen, Ängsten, Enttäuschungen und Freuden. Damit verschimmt das Fremde, das ihnen zum Teil aus Sicht der Mehrheitsgesellschaft noch zugeschrieben wird. Dies ist die zentrale Absicht des Projektes. Es appelliert an das Empathievermögen der Leserinnen und Leser. Mit anderen Worten heißt dies: Erkenne dich selbst im anderen. Wenn dies auch nur ansatzweise gelingt, dürfte daraus – so die Hoffnung – ein verständnisvolles und friedfertiges Miteinander erwachsen.

Das Projekt hat mit seinem biographischen Ansatz eine ethnographische Methode gewählt. Diese hat eine lange Tradition und geht zurück auf den französischen Soziologen und Ethnologen Claude Lévi-Strauss. In seinem Buch „Traurige Tropen“ beschreibt er – in einer Zeit des ausklingenden Kolonialismus und des weit verbreiteten Rassismus – die Lebensweise fremder Menschen in fremden Kulturen und schafft es so, diese den Leserinnen und Lesern näherzubringen. Er zeigt, dass diese als fremd empfundenen Gesellschaften ebenfalls komplex und

kompliziert sind und dass die tradierten Lebensweisen in ihre Umwelt und ihre Natur passen. Er setzt damit dem Rassismus seiner Zeit einfach die Beschreibung einer anderen funktionsfähigen und zum Teil beglückenden Welt entgegen. Dies macht er wohl in der Hoffnung, dass die Leserin oder der Leser stutzt, ins Nachdenken kommt und seinen „Alltags“-Rassismus hinterfragt.

In diesem Sinne wünschen wir der vor uns liegenden Publikation eine aufgeschlossene und nachdenkliche Leserschaft.

Dagmar Rothacher

Leiterin der Unterabteilung „Neue Länder“ im Bundesministerium für Wirtschaft und Energie

Prof. Dr. Gottfried Konzendorf

Zuständiger Projektbetreuer im Bundesministerium für Wirtschaft und Energie

Einleitung

Migrationsgeschichten in und aus Ostdeutschland – das Projekt Mi*story

Die Jahrestage von Mauerfall und Wiedervereinigung, die 2019 und 2020 zum dreißigsten Mal begangen wurden, haben einmal mehr die Frage aufgeworfen, wie Migration in der DDR und der Nachwendezeit aus Perspektive von Menschen mit einer ostdeutschen Migrationsgeschichte stärker als zuvor in eine gesamtdeutsche Erinnerungskultur einbezogen werden kann. In den Jahren davor war oft der Eindruck entstanden, Migration sei kein Thema in der DDR gewesen und somit auch kein Gegenstand für die Wissenschaft und die politische Bildungsarbeit des wiedervereinigten Deutschlands. Dabei gab es seit Ende der 1980er Jahre eine wissenschaftliche Beschäftigung vor allem aus einer zeithistorischen, aber auch sozialwissenschaftlichen Perspektive.¹ Die Ergebnisse wurden allerdings über lange Zeit wenig rezipiert. Weiterhin entstanden und entstehen seit den 1990er Jahren Initiativen, Projekte, kulturelle und künstlerische Arbeiten, Ausstellungen und Filme, die sich aus verschiedenen Perspektiven mit dem Thema Migration in der DDR und der

Nachwendezeit befassen.² Sie widmen sich oft auch dem Erinnern und Gedenken an die DDR und die Nachwendezeit aus migrantischer Perspektive.

Das Projekt Mi*story hat an diese Aktivitäten angeknüpft und von ihren Erkenntnissen und Vorgehensweisen profitiert. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer verbindet das Ziel, die DDR aus der Perspektive von Migrantinnen und Migranten in einem zeitgeschichtlichen Rahmen zu reflektieren und die individuellen und kollektiven Geschichten als Teil einer gesamtdeutschen Erinnerungskultur sichtbarer zu machen. Direkter Ausgangspunkt für das Projekt war die Frage, wie Migrantinnen und Migranten in Sachsen-Anhalt den Mauerfall erlebt haben. 2019 wurde dazu vom Landesnetzwerk Migrantenorganisationen (LAMSA) e.V. ein Film in Auftrag gegeben, in dem einige Zeitzeuginnen und Zeitzeugen von ihren Erinnerungen an diese Zeit erzählen.³ Daraus entstand die Idee, mehr Erinnerungen und Lebensgeschichten von Migrantinnen und Migranten in der

DDR zu sammeln und gemeinsam mit ihnen Veranstaltungen zu machen. Die Förderung durch den Beauftragten der Bundesregierung für die neuen Bundesländer ermöglichte eine Projektarbeit im Team von vier Personen, die von März 2020 bis Februar 2022 umgesetzt wurde.

Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen mit Migrationsgeschichte waren die zentralen Gestalterinnen und Gestalter des Projekts und wurden mit ihren Erinnerungen an die DDR und die Nachwendezeit aktiv einbezogen. Ziel war ein Transfer von Lebenserfahrungen und Erinnerungen von in der DDR lebenden Migrantinnen und Migranten an diejenigen, die seit den 1990er Jahren neu nach Ostdeutschland gekommen sind, sowie an alle in Ostdeutschland lebenden Menschen. Die Aufklärung am Beispiel der eigenen Biographie kann als Vorbild andere ermutigen, sich ebenfalls zu engagieren und ostdeutsche Herausforderungen anzunehmen. Damit konnte gezeigt werden, wie sehr Erfahrungstransfer und Aufklärung durch individuelle Lebensgeschichten dazu beitragen können, vielfältige Erzählungen von Migration und Integration als selbstverständlichen Teil ostdeutscher Narrative zu verstehen und die Verbindungen zwischen Menschen hervorzuheben. Die Sichtbarkeit der Lebensgeschichten von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen mit Migrationsgeschichte kann dazu beitragen, die ostdeutsche Zivilgesellschaft zu stärken und einen Austausch über gemeinsame und trennende Erzählungen in einem ostdeutschen Erfahrungsraum zu gestalten.

Im Mittelpunkt der Arbeit des Projekts Mi*story standen die Lebensgeschichten von Menschen, die in die DDR emigriert sind und bis heute in einem der ostdeutschen Bundesländer leben. Ihre Biographien wurden sichtbar gemacht und zeigen, dass Migration in die DDR auf ganz unterschiedlichen

Wegen erfolgte. Dabei wurde dokumentiert, wie Menschen mit Migrationsgeschichte in dieser Zeit gelebt haben, welche Wege sie in die DDR geführt haben und wie sie die Gesellschaft der DDR und die Nachwendezeit erinnern. 2020 wurden biographische Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen geführt, 2021 Veranstaltungen zu verschiedenen thematischen Schwerpunkten als Dialog- und Austauschformate mit Publikum online und in Präsenz durchgeführt, in denen die Lebenserinnerungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im Mittelpunkt standen. Insgesamt wurde mit etwa 30 Personen zusammengearbeitet.

Die Gewinnung von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen für die Interviews und die Bildungsarbeit erfolgte vor allem über die Netzwerkstrukturen von DaMOst, die dazugehörigen Landesnetzwerke und die lokalen Migrantenselbstorganisationen.⁴ Diese Strukturen gehen auf die 1990er Jahre zurück und wurden von engagierten Migrantinnen und Migranten initiiert und geleitet, von denen viele bereits in der DDR gelebt hatten. In diesem speziellen Netzwerk ist eine Vielzahl von Migranten und Migrantinnen zu finden, die ehrenamtlich oder in den hauptamtlichen Strukturen der sich professionalisierenden Vereine und Verbände tätig sind. Darüber hinaus konnten über diese Netzwerkstrukturen weitere Menschen erreicht werden, die eine Anbindung an ethnische Communities haben und in einer losen Verbindung zu Menschen aus dem gleichen Herkunftsland stehen.

Ausgangspunkt für die Konzipierung der Veranstaltungen waren Erzählformate wie Erzählcafés oder Erzählsalons, in denen die biographischen Erfahrungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im Mittelpunkt stehen und die einen dialogischen Ansatz verfolgen, der das Publikum einbezieht.⁵ Daraus wurde ein Grundkonzept für die Veranstaltungen entwickelt, das im

Laufe der Zeit evaluiert und angepasst wurde. Die individuellen Erfahrungen stehen im Mittelpunkt der Veranstaltungen, so dass das Publikum die Rolle der Zuhörenden hat und im Laufe der Veranstaltung durch Fragerunden einbezogen wird.

Die meisten der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen hatten ihre Lebensgeschichten noch nie in Form eines Interviews erzählt oder vor Publikum präsentiert. Sie waren zunächst der Meinung, dass ihr Leben nicht so interessant oder besonders sei. Die Zusammenarbeit hat aber oft einen Erinnerungsprozess in Gang gesetzt, durch den einzelne Biographien zum ersten Mal sichtbar gemacht werden konnten. Sie wurden entweder live vor Publikum erzählt oder wurden als bearbeitetes Interview Teil dieser Publikation. Viele Zeitzeuginnen und Zeitzeugen haben die Weitergabe von Erinnerungen und Erzählungen über die Vergangenheit an die nachfolgenden Generationen sowie später eingewanderte Migrantinnen und Migranten als Motivation angegeben, um ein Interview zu geben oder aber an einer Veranstaltung mitzuwirken. Ein weiteres Interesse war es, dass öffentlich mehr über die Erfahrungen zu Migration in der DDR gesprochen wird und verschiedene Themen des Alltags, des Arbeitslebens und der zwischenmenschlichen Begegnung, aber auch erlebtes Unrecht und rassistische Gewalt thematisiert und aufgearbeitet werden.

Viele der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sind engagierte Menschen mit langjährigen Erfahrungen in der Vereinsarbeit und im Ehrenamt. Sie sind seit dem Mauerfall zu einem wichtigen Teil der Zivilgesellschaft in Ostdeutschland geworden. Ausgangspunkt für ihr Engagement waren die radikalen Veränderungen im Wiedervereinigungsprozess mit neuen Unsicherheiten bei der Aufenthaltssicherung, aber auch mit vielen Möglichkeiten für politische und soziale Teilhabe. Die ersten

Vereinsgründungen wurden oft von deutschen Ehrenamtlichen in den Bundesländern und den Kommunen unterstützt. Dies waren u. a. kirchliche Akteure, kommunale Ausländerbeauftragte und viele andere Initiativen und Vereine. Gemeinsam verbanden sie sich solidarisch gegen rechtsextremistische Aktivitäten und initiierten interkulturellen Austausch. Daraus wurden sowohl lokale als auch überregionale Netzwerke und Verbindungen entwickelt und vertieft. Doch bereits in der DDR gab es erste Ansätze für eine Vernetzung zum Beispiel zwischen Vertragsarbeiterinnen, Vertragsarbeitern oder Studierenden aus gleichen Herkunftsländern, die sich überregional in der DDR trafen, um das Wochenende oder sonstige freie Zeit miteinander zu verbringen.

Über das Buch

Die Biographien in diesem Buch zeigen die Vielfalt der Lebenswege und der biographischen Erfahrungen von Menschen, die seit den 1960er Jahren in die DDR eingewandert sind. Sie zeigen in ihrer Gesamtheit, dass es Migration in der DDR gab und sie ein Teil des Alltags und der ökonomischen Strukturen war. Die interviewten Personen kamen als Vertragsarbeitende, zur Ausbildung oder zum Studium, als Partnerinnen deutscher Ehemänner, erhielten politisches Asyl oder kamen mit ihren Eltern, die in der DDR arbeiteten. Geboren sind sie in der ehemaligen Sowjetunion, im Libanon, in Palästina, im Senegal, in Vietnam, Mali, Mosambik, Chile, Afghanistan. Heute leben sie in Rostock, Schwerin, Halle, Leipzig, Freital, Dresden, Erfurt, Weimar, Magdeburg, Burg, Dessau oder auf dem Land in Sachsen-Anhalt.

Sie lebten in der DDR, als die Mauer fiel, und haben wie ihre ostdeutsch-deutschen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen

eine radikale Systemtransformation erlebt. Zusätzlich zu den für alle Menschen in den neuen Ländern ähnlichen Herausforderungen nach dem Zusammenbruch der DDR sorgten sie sich um ihren Aufenthalt, wurden oft als erste in den Betrieben entlassen, erlebten Rassismus, Diskriminierung und Anfeindungen. Sie mussten in einer ihnen oft nicht so geläufigen Sprache die neuen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Staates Bundesrepublik Deutschland erlernen. Einigen gelang es schnell, sich neu zu orientieren, einen Aufenthalt zu bekommen, neue Arbeit zu finden, das Studium oder ihre Ausbildung fortzusetzen und sich in Vereinen zu organisieren. Andere haben jahrelange Kämpfe um Aufenthalt und eine sichere ökonomische Existenz hinter sich, wurden durch rassistische Übergriffe körperlich und seelisch verletzt, hatten Zweifel, ob sie es schaffen würden, überlegten wegzugehen und es anderswo zu versuchen.

Allen gemeinsam aber sind die großen Anpassungsleistungen, die sie ganz individuell erbracht haben, um mit Beharrlichkeit und Durchhaltevermögen am Aufbau eines neuen Lebens und einer Zivilgesellschaft in Ostdeutschland mit einer vielfältigen Vereinskultur und verschiedenen Formen ehrenamtlichen Engagements mitzuwirken. Während einige sich individuell neu orientierten und dabei auf eine Verbundenheit mit der Familie und ein Netzwerk bauen konnten, zeigt sich bei den Vertragsarbeiterinnen, Vertragsarbeitern und Studierenden die Verbundenheit als Community aufgrund vergleichbarer Lebenssituationen. Sie bilden die Basis für gegenseitige Unterstützung und ermöglichen kollektives Handeln, um zum Beispiel für Bleiberechte einzutreten oder sich gegen Rassismus zu verteidigen.

An den Biographien wird deutlich, wie viele Aktivitäten sie angesichts unsicherer Zukunftsperspektiven unternommen

haben. Sie haben sich gegenseitig unterstützt, Informationen gesammelt, Vereine gegründet, Arbeit gesucht und gefunden, einen Aufenthalt bekommen. Sie haben geheiratet, Familien gegründet, Ehepartner aus dem Ausland nach Deutschland geholt. Sie haben gelernt, wie das neue Rechtssystem funktioniert, sind „in den Westen“ gefahren oder haben „Begrüßungsgeld“ abgeholt. Sie haben Imbisse oder Bekleidungsstände auf Märkten geführt, manchmal auch illegal Zigaretten verkauft, um ein Einkommen zu haben. Sie haben Ausbildungsplätze bekommen, andere Geflüchtete unterstützt, die auf die ostdeutschen Bundesländer verteilt wurden. Sie wurden entlassen, kamen in sogenannte Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, wurden Berufspendler zwischen Ost- und Westdeutschland.

Dies ist nur ein erster Einblick in die Vielfalt der Biographien dieses Buches. Es sind die kleinen Geschichten, Ereignisse und Meilensteine des ganz privaten Lebens vieler Menschen, die wir getroffen und gesprochen haben.

Adelia Engel, als erste Zeitzeugin, kam 1966 aus Baku nach ihrer Heirat mit einem DDR-Bürger nach Dranske auf Rügen, als Letzter kam Le Duc Kiên im September 1989 als vietnamesischer Vertragsarbeiter nach Magdeburg. Die DDR haben somit alle in verschiedenen Zeiträumen, längere oder kürzere Zeit erlebt, als verheiratete Erwachsene, als Kinder, junge Arbeiterinnen oder als Studierende. Der Mauerfall als historische Zäsur spielt in allen Biographien eine zentrale Rolle. Das „Davor“ und das „Danach“ können lebensgeschichtlich stark voneinander abgegrenzt werden. Das, was zuvor selbstverständlich gewesen war, galt danach nicht mehr. Sie haben ihre Arbeit verloren und viele Gewissheiten des alltäglichen Lebens hatten keine Gültigkeit mehr. Auf der anderen Seite konnten sie von neuen Möglichkeiten zu reisen ebenfalls profitieren und nahmen den Mau-

erfall als große neue Chance für mehr demokratische Rechte wahr. Hier sind ihre Erfahrungen mit denen der deutschen DDR-Bürger vergleichbar. Auf der anderen Seite aber bedeutete ihr ausländischer Pass teilweise den Verlust von Aufenthaltstiteln und stellte sie vor vollkommen andere existenzielle Herausforderungen. Die Biographie von Elisabeth Karaseva stellt einen Ausblick auf Migration in den 1990er Jahren dar. Sie kam 1994 nach Ostdeutschland und steht für die vielen Menschen, die als Kontingentflüchtlinge in die Bundesrepublik eingewandert sind.

Die Grundlage der in diesem Buch enthaltenen Biographien sind die transkribierten Interviews, die in deutscher und vietnamesischer Sprache geführt wurden. Drei Interviews in vietnamesischer Sprache wurden von Minh Nguyet Nguyen geführt und anschließend transkribiert und übersetzt. Bei der Bearbeitung der Transkripte wurde großer Wert darauf gelegt, dass die Art zu erzählen und die Ausdruckskraft der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen trotz sprachlicher Glättungen so nah wie möglich

am gesprochenen Wort wiedergegeben werden. Dies soll den Leserinnen und Lesern ermöglichen, einen Einblick in die Erfahrungswelt der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zu bekommen.

Zum Schluss danken wir allen Menschen, die uns ihre Lebensgeschichten erzählt und uns damit ihre Geschichten, Erfahrungen, Haltungen und Meinungen mitgeteilt haben, damit wir sie in diesem Buch verwenden und weitertragen können. Wir schätzen es sehr, dass sie uns vertraut haben und einer Veröffentlichung der Texte zustimmten. Sie haben damit den wichtigsten Beitrag geleistet, der vertiefende persönliche Perspektiven von Migrantinnen und Migranten auf die Zeit der DDR über die Nachwendezeit bis in die Gegenwart eröffnet. Wir wünschen dem Buch ein breites Lesepublikum. Mögen die Leserinnen und Leser ihre eigenen Erfahrungen an den hier veröffentlichten Biographien spiegeln und dabei Verbindendes und Gemeinsames, aber auch Unterschiede für sich entdecken.

- 1 Zum Beispiel Krüger-Potratz, Marianne (Hg.): *Anderssein gab es nicht. Ausländer und Minderheiten in der DDR*, Münster 1992; Elsner, Eva-Maria/Elsner, Lothar: *Ausländer und Ausländerpolitik in der DDR*, Berlin 1992; Gruner-Domic, Sandra: *Zur Geschichte der Arbeitskräftemigration in die DDR. Die bilateralen Verträge zur Beschäftigung ausländischer Arbeiter (1961–1989)*, in: *Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* Nr. 32 1996, S. 204–230; Müller, Christian Th./Poutrus, Patrice: *Ankunft – Alltag – Ausreise. Migration und interkulturelle Begegnung in der DDR-Gesellschaft*, Köln 2005; Theodor, Jennifer: *Online-Bibliographie zur Migration in die DDR (2011)*, www.projekte.hu-berlin.de/de/migrationddr/projekte/bib (Zugriff am 12.09.2021).
- 2 Beispiele sind der Dokumentarfilm „Bruderland ist abgebrannt“ von Angelika Nguyen aus dem Jahr 1991 (www.bpb.de/mediathek/317607/bruderland-ist-abgebrannt), die Ausstellung des Vereins Reistrommel e.V. (www.amadeu-antonio-stiftung.de/mut-projekt-5-5793), das Theaterstück „Sonnenblumenhaus“ von Dan Thy Nguyen von 2014 (www.danthy.net/projekte/sonnenblumenhaus-h%C3%B6rspiel), das Filmprojekt „Sorge 87“ von Thanh

Nguyen Phoung (http://sorge87.de/#SORGE_87), der Sammelband „Erinnern Stören. Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive“ herausgegeben von Lydia Lierke und Massimo Perinelli, Berlin 2020, der Weblog „Eigensinn im Bruderland“ (<https://bruderland.de>) und die „Initiative 12. August Merseburg“ (<https://initiative12august.de>).

- 3 Der Film ist hier anzusehen: https://youtu.be/YTe8rv_nC34
- 4 Aus den landesweit aktiven Verbandsstrukturen in Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern wurde 2019 der Dachverband DaMost als Interessenvertretung für die Belange der ostdeutschen Migrantenselbstorganisationen gegründet. Weitere Informationen dazu auf www.damost.de
- 5 Beispiele für Veranstaltungsformate mit Zeitzeugen über ihre Lebensgeschichten sind u. a. zu finden bei: Gudjons, Herbert/Wagener-Gudjons, Brigitte/Pieper, Marianne (Hg.): *Auf meinen Spuren: Anleitungen zur Biografiearbeit*, Bad Heilbrunn 2008, *Digitale Erzählalons zu 30 Jahren Deutsche Einheit* (<https://deine-geschichte-unsere-zukunft.de>) und *Zeitzeugen interkulturell* (<http://zeitzeugen-interkulturell.de/zeitzeugenprojekte>).

Biographien der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen



Von der Hauptstadt ins Fischerdorf

Ich bin in der Hauptstadt von Aserbaidschan, Baku, geboren und aufgewachsen, damals noch Sowjetrepublik. Hier habe ich meinen Mann kennengelernt, der Anfang der 1960er Jahre von der DDR zum Studium nach Baku delegiert wurde. An unserer Hochschule für Seestreitkräfte wurde er zum Marineoffizier ausgebildet. Baku liegt ja am Kaspischen Meer. Nach Abschluss der Schule fing ich an, als Sachbearbeiterin zu arbeiten und machte ein sechsjähriges Abendstudium an der Polytechnischen Hochschule für Bauwesen. 1965 heirateten wir, es dauerte noch ein Jahr, bis alle Papiere fertig waren und wir auch mit unserem Studium. Dann ging es los. Mein Mann stammte aus Berlin. Bevor wir weiter zu seinem Einsatzort an der Küste fahren, machten wir dort einen Monat Urlaub. Von Berlin war ich sehr enttäuscht. Alles schien mir dort grau in grau. Der Fernsehturm war im Werden begriffen und eine einzige Baustelle. Auch war noch viel vom Krieg zerstört. „Das ist also die berühmte Stadt“,

dachte ich, „für die so viele Opfer gebracht wurden, um sie zu erobern.“ Nach dem Urlaub zogen wir an die Arbeitsstelle meines Mannes – Dranske auf Rügen. Ich kam aus Baku, einer Millionenstadt, und landete in einem Fischerdorf mit mehreren hundert Seelen. Links der Wieker Bodden, rechts die Ostsee, dazwischen Wald und Strand, keine Menschen zu sehen und nichts weiter als Natur. Das war 1966 und ich fühlte mich, als ob ich in die Verbannung geschickt worden wäre.

Dranske auf Rügen

Bei Dranske wurde in den 1960er Jahren der Marinestützpunkt Bug der Volksmarine mit stationierten Schnell- und Raketenbooten eingerichtet. Die Flottille hatte den Stützpunkt 1965 bezogen. Aber noch fehlten Wohnungen oder eine Kaufhalle, um die Angehörigen der Marine und ihre Familien zu versorgen.

Deshalb waren wir zunächst provisorisch in einer Baracke untergebracht, bis das erste Haus fertig war. Dort kam 1967 auch unser Sohn Anri zur Welt.

Für meinen Beruf als Diplomingenieur für Bauwesen gab es auf der ganzen Insel keine Arbeit. Mein Mann unterstützte mich bei der Arbeitssuche. Am Stützpunkt waren für Frauen Berufe als Krankenschwester, Kindergärtnerin und Verkäuferin vorgesehen. Für meinen Beruf hatte ich keine Arbeit, aber ich fand Kontakt zu den Menschen. So trat die Schule an mich heran und fragte, ob ich nicht mit Kindern, die für das Abitur auf die erweiterte Oberschule nach Bergen gehen sollten, Russisch üben könnte, und lernte dabei selbst die deutsche Sprache von den Kindern. Gleichzeitig unterstützte ich die Frauen in der russischen Radarstation bei Arztbesuchen oder bei anderen Problemen.

Ich habe weiterhin ganz Rügen nach einer Arbeit abgesucht, die ich dann 1969 beim Fischkombinat in Saßnitz, 50 Kilometer von Dranske, als Gruppenleiterin für Kosten und Planung fand. Wir berechneten die Kosten für Fischerei-, Kühl- und Transportschiffe. Die Kolleginnen und Kollegen hatten viel Geduld mit mir, und mein Mann unterstützte mich auch sprachlich. Das war nicht ganz einfach für mich und dann musste ich noch Ökonomie im Rahmen eines Fernstudiums an der Allunionshochschule für Lebensmittelindustrie in Moskau studieren, um fachlich meiner Stelle gerecht zu werden.

Es war schwer, Studium, Arbeit und die Betreuung unseres Sohnes unter einen Hut zu bringen. Das Studium schloss ich im Sommer 1971 als Diplom-Ingenieurökonom für Lebensmittelindustrie ab. Es war eine angenehme Zeit in Dranske. Mein Mann war mir stets eine sehr große Hilfe und wir hatten große Pläne für die Zukunft. Und dann verunglückte er im Winter 1972

tödlich im Dienst. So wurde ich mit 32 Jahren Witwe und Alleinerziehende mit dem noch nicht einmal sechsjährigen Kind.

Rostock

Der Arbeitgeber meines Mannes, das Wehrbezirkskommando in Rostock, half mir, in Rostock eine Wohnung zu bekommen. So zogen wir, mein Sohn Anri, inzwischen sieben Jahre, und ich, im August 1974 nach Rostock. Dort wurde er am 1. September 1974 eingeschult. Ich wollte versuchen, an der Universität Arbeit zu finden, wo ich meine russischen Sprachkenntnisse anwenden konnte. Am Fremdspracheninstitut suchte man jemanden für Russisch als Fachsprache. Zwar bin ich Muttersprachlerin, aber ich hatte keine Ausbildung in Pädagogik, Methodik und Phonetik. Darum erhielt ich im November 1974 eine Stelle als Phonothe Karin im Sprachlabor mit der Aufforderung, den nötigen pädagogischen Abschluss nachzuholen. Wie ein Fernstudium funktioniert, wusste ich bereits, und so absolvierte ich ein zweijähriges Pädagogik-Fernstudium am Puschkin-Institut in Moskau und einen zweijährigen Kurs für Hochschulpädagogik an der Rostocker Uni. Dann wurde ich als „Lehrer im Hochschuldienst“ eingestuft und arbeitete dort bis 1993 fast 20 Jahre in verschiedenen Fachrichtungen, wo ich Russisch als Fachsprache unterrichtete. Am Institut in Rostock waren wir zu 80 Prozent Frauen. Das war eine sehr gute Zusammenarbeit, vielleicht auch, weil wir alle in etwa einem Alter waren. An der Universität lernte ich dann 1979 meinen zweiten Mann kennen, der dort als Dozent lehrte.

Während mein Sohn die Schule besuchte, engagierte ich mich von Anfang an im Elternbeirat, da ich wissen wollte, welche schulischen Anforderungen an meinen Sohn gestellt wur-

den und ich selbst die Schule nicht in der DDR, sondern in Baku besucht hatte. Auch lud ich gern seine Mitschülerinnen und Mitschüler zu uns nach Hause ein. Wir haben dann zum Beispiel gemeinsam gebacken und gebastelt.

An der Universität war ich in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft aktiv, und jedes Jahr haben wir die Russisch-Olympiade zwischen den Sektionen organisiert. Den Wettbewerb für Russisch lernende Schülerinnen und Schüler – es war ein Pflichtfach – gab es seit 1965 in der DDR. Ich war zusätzlich ehrenamtlich fünf Jahre für die Durchführung der Bezirksolympiade der Schüler in Rostock verantwortlich. Daran hatte ich viel Freude und am Ende erhielten die Kinder und die Lehrerinnen als Auszeichnung während der Winterferien eine Reise für zwei Wochen nach Jáchymov in der Tschechoslowakei.

Was mich bei der Arbeit an der Universität störte, war, dass wir jeden Monat einen Bericht schreiben mussten. Welche Begegnungen hatte man mit den Studierenden, wer spricht was und worüber, welche Unzufriedenheiten herrschten? Ich denke, ich habe immer so geschrieben, dass alles normal erschien. Das war eine unangenehme Pflicht. Ich weiß nicht, was aus diesen Berichten geworden ist. Als 1986 die Zeitschrift „Sputnik“ verboten wurde, kamen auch bei uns die politischen Diskussionen auf.

Nachwendezeiten

Im Sommer 1989 beteiligten sich mein Mann und ich hin und wieder an den friedlichen Demonstrationen in Rostock. Wir gingen mit Kerzen und alles war friedlich. Zum Herbst hin, als immer mehr Menschen demonstrierten, fuhr ich als Gastdozentin für vier Wochen nach Warna, zur Landwirtschaftlichen

Akademie in Bulgarien. Das war im Oktober. Im November kam ich zurück und erfuhr, dass die Berliner Mauer gefallen war. Dann folgte ein spontanes Ereignis dem anderen. Alles ging sehr schnell. Als die erste Euphorie verklungen war, stand das Sonnenblumenhaus in Rostock-Lichtenhagen in Flammen. Ich habe alles im Fernsehen verfolgt und kann mich erinnern, dass mir die Haare zu Berge standen, als ich sah, mit welchem Hass die Nazis, diese Meute, die Vietnamesen im Wohnheim verfolgten und dass so viele Leute einfach nur zuschauten. Was mich sehr empörte, war die Berichterstattung. Da gab es Reporter, die haben aus dem Pogrom ein Event gemacht, so im Sinne von: „Noch ist hier alles ruhig, aber warten Sie mal, in einer Stunde wird bestimmt etwas passieren.“ Diese Bilder werde ich niemals vergessen: wie unser Ausländerbeauftragter Wolfgang Richter mit den Bewohnern aus dem brennenden Haus über das Dach flüchten musste. Und von der Polizei und von der Feuerwehr kam lange keine Hilfe.

Mit Wolfgang Richter, der seit 1991 im Amt des Ausländerbeauftragten war, hatte die Stadt einen guten Fang gemacht. Als Ausländerbeirat haben wir in seiner Amtszeit bis 2009 ausgezeichnet zusammengearbeitet. Unser Ausländerbeirat, seit 2010 heißt er Migranterrat, gründete sich im Oktober 1992. Es war keine unmittelbare Antwort auf Lichtenhagen, denn Christoph Kleemann, Bürgerrechtler, Mitglied des Neuen Forums und Sprecher des Runden Tisches, seit 1990 der erste frei gewählte Präsident der Rostocker Bürgerschaft, hatte bereits 1990 in einem Rundschreiben eine Zusammenkunft der Ausländer angeregt. Wir kamen zusammen und hieraus entstand zunächst ein Gründungskomitee. Wir haben dann in der Gruppe viel miteinander diskutiert: Was ist ein Statut? Was muss ein Statut beinhalten? Welche rechtlichen Voraussetzungen sind

zu beachten? Danach haben wir mit sämtlichen ausländischen Gruppen Versammlungen durchgeführt und erklärt, was wir beabsichtigen, was das alles einmal werden soll. Das war anstrengende Aufklärungsarbeit. Zu dieser Zeit bin ich gewissermaßen überall mit einer Kerze unterwegs gewesen, um Erleuchtung zu bringen. Im Oktober 1992 fanden endlich die Wahlen statt. Elf Personen wurden in den Ausländerbeirat und ich zur Vorsitzenden gewählt. Die Gründungsfeier war ein großes Fest in der Kirche. Jetzt finden wieder Wahlen zum Migrantenrat statt und bald gibt es ihn 30 Jahre. Ich war zwölf Jahre Vorsitzende und zwei Wahlperioden Stellvertreterin und habe dann nicht mehr kandidiert. Heute bin ich Ehrenmitglied auf Lebenszeit.

Gleich zu Beginn haben wir als Beirat für die Bleiberechte der „Vertragsarbeiter“ aus Vietnam, Angola, Kuba usw. gekämpft und das auch durchgesetzt. Wir unterstützten den Verein „Diên Hồng – Gemeinsam unter einem Dach“, den die Vietnamesinnen und Vietnamesen nach „Lichtenhagen“ als Migrantenselbstorganisation gegründet hatten. Immer wieder setzen wir uns für das Wahlrecht auf Kommunalebene von Menschen ein, die keinen deutschen Pass haben. Als sowjetische Staatsbürgerin habe ich an den ersten Kommunalwahlen, zu denen auch Ausländer zugelassen waren, teilgenommen. Das war 1989. Es waren die letzten Kommunalwahlen der DDR. Jetzt gibt es dieses Recht nicht mehr und der heutige Migrantenrat fordert das Kommunalwahlrecht für die Nicht-EU-Ausländer ein. Außerdem haben wir erreicht, dass alle Ausländer, die mindestens zwei Monate in Deutschland geduldet sind, seit 2005 verschiedene Sprachkurse für berufliche Integration absolvieren können.

Ich war und bin in einigen Gremien der Stadt ehrenamtlich als sachkundige Bürgerin tätig, zum Beispiel im Seniorenbeirat,

aber ich bin in keiner Partei, weil ich keine deutsche Staatsbürgerschaft besitze und immer noch aserbaidschanische Staatsbürgerin bin.

In meiner Arbeit habe ich festgestellt, dass ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger über ihre Rechte und Pflichten in diesem Staat aufgeklärt werden müssen, um eigenständig zu sein. Dieses Licht ging mir auf, als ich 1993 arbeitslos wurde und mich beim Arbeitsamt anmeldete. Bisher musste ich mir nicht wirklich einen Kopf um meinen Status als Ausländerin machen. Nun sagte mir eine Beraterin im Arbeitsamt: „Frau Engel, es ist so, dass jede freie Arbeitsstelle zuerst einem Deutschen angeboten wird. Und nur, wenn er ablehnt, haben Sie einen Anspruch.“ Diese Ungerechtigkeit brachte mich dazu, auch andere Ausländer aufzuklären. Denn wenn man nicht Bescheid weiß, was möglich ist, dann bleibt man unmündig und wartet, dass jemand kommt und es irgendwie richtet.

Die Wiedervereinigung brachte für mich und so viele andere berufliche Veränderungen. Unser Fremdspracheninstitut wurde evaluiert. Die meisten Verträge wurden nicht verlängert, sodass ich ab dem 1. Januar 1993 arbeitslos war. Zu dem Zeitpunkt war ich bereits Vorsitzende des Ausländerbeirats, und man kannte einander in den städtischen Institutionen. So kam es, dass mir vom Rathaus angeboten wurde, die Leitung für das Modellprojekt „Ost-West-Integration“ des Volkshochschulverbandes zu übernehmen. Die Stelle war auf drei Jahre befristet, und die Stadt suchte eine zweisprachige Leiterin. Zum 1. Oktober 1993 hatte ich dann wieder Arbeit. Im Projekt organisierten wir für die Russlanddeutschen – Zuwanderer deutscher Abstammung – vor allem Tages- und Wochenendseminare zu unterschiedlichsten politischen Themen, die breit von der Friedrich-Ebert-Stiftung unterstützt wurden. Unsere Angebote wurden

gern angenommen, und wir konnten uns nicht über mangelnden Zulauf beklagen. Der Arbeitsort war die Volkshochschule in Lütten Klein, einer der Großwohnsiedlungen in Rostock. An der Volkshochschule habe ich dann projektbezogen und über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen finanziert – es waren immer Projekte mit zwei oder drei Jahren Laufzeit – bis 2003 gearbeitet und bin mit 63 Jahren in Rente gegangen.

Während meiner Arbeit mit Russlanddeutschen, die in einem Heim gemeinsam mit jüdischen Kontingentflüchtlingen untergebracht waren, hatte ich auch engen Kontakt mit beiden Gruppen. Immer wenn es darum ging, eine Busreise nach Hamburg oder Lübeck zu unternehmen, um Deutschland kennenzulernen, waren mehr jüdische Migranten als Aussiedler daran interessiert. Aber die Projektmittel durfte ich nur für die Aussiedler nutzen. Nicht jeder Kontingentflüchtling wurde Mitglied der jüdischen Gemeinde. Nur wer von einer jüdischen Mutter abstammte, durfte es werden! Die Aussiedler wurden auch Mitglieder der Landsmannschaft der Russlanddeutschen. Aber dort waren viele in den Familien, die keine Deutsche waren, sondern nur Angeheiratete. Vor diesem Hintergrund gründete ich 1996 den Verein „Freunde der russischen Sprache“, denn diese Sprache ist beiden Gruppen gemein. Hier waren und sind alle willkommen. Es waren zu der Zeit über 100 Mitglieder, die sich sehr aktiv an dem Vereinsleben beteiligten. Von Anfang an gründeten wir verschiedene Zirkel: zum Beispiel einen Russischsprachzirkel für Kinder, einen Deutschsprachkurs für den Alltag, einen Zirkel über die deutsche und die russische Geschichte, einen Literatursalon, einen Kurs über medizinische Betreuung in Deutschland. Auch machten wir viele Reisen, um die neue Heimat kennenzulernen. 1998 haben wir den Chor „Nadeshda“ („Hoffnung“) gegründet. Es wurden im Jahr mindestens vier

Traditionsveranstaltungen durchgeführt, die zur Herstellung und zum Erhalt der sozialen Kontakte mit Einheimischen dienten. Außerdem beteiligten wir uns an vielen Veranstaltungen der Stadt, zum Beispiel an der „Nacht der Kulturen“, an den Multikulturellen Wochen in Rostock und in Mecklenburg-Vorpommern und vieles mehr. Aktuell sind wir vor allem mit unserem Chor aktiv. „Nadeshda“ unterstützt als kulturelle Rahmung viele Vereine der Stadt und deren Veranstaltungen. Auch tritt der Chor in verschiedenen Alten- und Pflegeheimen, Schulen und Berufsschulen und Mehrgenerationenhäusern auf.

Als die Menschen Mitte der 1990er nach Rostock kamen, waren sie neugierig, wollten unbedingt Neues erfahren. Heute sind sie integriert, aber auch alt geworden, da ist Politik wahrscheinlich nicht mehr so wichtig. Viele haben sich Gärten angeschafft und sind damit zufrieden. Ihre Kinder haben eine Ausbildung gemacht, eine Arbeit gefunden und sind in schönen Berufen unterwegs. Uns fehlen inzwischen einfach Menschen, die sich ehrenamtlich im Verein engagieren und damit fehlen uns auch die Mitgliedsbeiträge. Mit unserem Chor erwirtschaften wir einige Mittel, aber im Grunde ist das zu wenig. Auch wenn es im Moment nicht ganz einfach ist, aber meine ehrenamtliche Tätigkeit bedeutete und bedeutet für mich Zufriedenheit und Lebensinhalt. Schon immer wollte ich Menschen helfen, und wenn man anderen hilft, dann kommt immer auch etwas zurück.

Der Osten, der Westen

Ich bin 1966 in der DDR, in Ostberlin, angekommen. Mein Beruf wurde anerkannt, ich konnte Arbeit finden und sie ausüben. Auch für Weiterbildung und Qualifizierung hatte ich die Möglichkeiten gehabt und genutzt. Es gab keine Arbeitsämter, keine

Sozialhilfe, und ich wollte arbeiten und selbstbewusstes Mitglied der Gesellschaft werden. Das ist mir gelungen.

Nach der Wende hat sich einiges grundlegend verändert. Berufsabschlüsse aus den Ländern des Ostblocks fanden im geeinigten Deutschland keine Anerkennung. So wurden viele Menschen, die auf eine sichere und glückliche Zukunft hofften, enttäuscht, denn sie wurden Sozialhilfeempfänger und blieben es bis zum Rentenalter. Deren Kinder konnten später Schulabschlüsse erlangen und studieren. Ihnen stehen nun gleiche Entwicklungsmöglichkeiten zu wie den Einheimischen.

Mein Sohn hat in Saarbrücken Jura studiert und lebt heute als Rechtsanwalt und Notar mit seiner Familie in Berlin. Seine Frau kommt aus Lemgo, Ostwestfalen-Lippe, und hat auch in Saarbrücken studiert. Ihre unterschiedliche Herkunft hat keine negative Auswirkung auf Ausbildung, Berufs- und Familienleben.

Heimat

Wenn ich an mein Leben in der DDR zurückdenke, dann kann ich nichts Schlechtes finden. Ich wurde dort gut aufgenommen, mein Beruf wurde anerkannt, ich habe gute Erfahrungen gemacht. Und diese guten Erfahrungen habe ich auch im wiedervereinigten Deutschland weitergegeben. Nach Hause bin ich bis zum Tod meiner Mutter 1991 jedes Jahr gefahren. Baku war immer mein Ziel, denn dort ist mein Geburtsort, in dem ich meine Kindheit und Jugend erlebte. Dranske wurde meine zweite Heimat. Als ich Dranske verließ, suchte ich eine Stadt wie Baku, mit einer Universität, russischer Sprache und am Meer gelegen. Nun, Rostock bot mir das alles, wenn auch viel kleiner. Natürlich ist hier mein Lebensmittelpunkt. Rostock ist meine dritte Heimat.



PABLO PICASSO 1881-2004

BOCKY

16

Gespannt, wie der Sozialismus wirklich ist

Wir waren damals Kinder. Die Ereignisse in Chile, der Militärputsch gegen die Regierung unter Salvador Allende im September 1973, das Stadion, die Konzentrationslager, die Ermordungen ... Mein Vater war politisch aktiv und Abgeordnetensekretär im Parlament. Die Junta unter Augusto Pinochet sah ihn als Feind. Er musste in den Untergrund, in die Illegalität und reiste mit falscher Identität nach Argentinien aus. Wir, meine Mutter und meine fünf Geschwister, folgten ihm. Dort lebten wir in einer konspirativen Wohnung, wie so viele, die nicht gefunden werden sollten. Amnesty International, UNO, UNICEF begannen dann, sich darum zu kümmern, dass die Menschen in irgendeinem Land Asyl erhielten. Ursprünglich waren wir nicht darauf vorbereitet, in der DDR politisches Asyl zu beantragen. Mein Vater und andere Genossen aus verschiedenen Parteien und mit unterschiedlichen Überzeugungen berieten sich. Plötzlich hieß es, wir sind gespannt, wie der Sozialismus wirklich ist, wir gehen nach Osteuropa. Einige gingen nach Rumänien, Ungarn, Jugoslawien, in die Sowjetunion. Meine Eltern zweifeln zunächst daran, in die DDR zu gehen. In Zeitungen und Zeitschriften war das Bild von diesem Land kein gutes. Es hieß, in der DDR werden einem die Kinder weggenommen, und es

gab sogar das Gerücht, dass Kinder teilweise gegessen werden. Die Genossen in Buenos Aires argumentierten, dabei handele es sich um Falschinformationen der reaktionären Presse. Meine Eltern entschieden sich für die DDR.

Ankunft in der DDR

Im September oder Oktober 1974, ich war elf Jahre alt, kamen wir auf dem Flughafen Schönefeld an. Alle kamen damals dort an. Es war bitterkalt und es schneite. Wir wurden von Betreuern abgeholt. Das waren Vertreter vom Solidaritätskomitee, damals eine Organisation der DDR, die prosozialistische Bewegungen und Staaten unterstützte. Wir fuhren mit einem Barkas, einem B 1000, von Berlin nach Eisenhüttenstadt ins Aufnahmeheim. In der DDR gab es mehrere davon. Das waren aber keine Aufnahmelager, wie man sie heutzutage kennt, Wohncontainer oder so. In Eisenhüttenstadt war es das Hotel „Lunik“, dessen oberste drei Etagen als Heim hergerichtet worden waren und wir waren so fünf, sechs Familien, die dort untergebracht wurden. Im nächsten Dreivierteljahr wurde uns beigebracht, wie das hier mit der medizinischen Versorgung funktioniert, was man im Straßenverkehr

beachten muss, wie man mit dem Geld umgeht und Deutschunterricht hatten wir auch. Dann waren wir noch kurz in Frankfurt (Oder), wo ich auch zur Schule gegangen bin, bis es hieß: Ihr werdet nun auf die Bezirke verteilt. Unsere Familie kam mit anderen Familien nach Potsdam. Zuerst waren wir in dem kleinen Dorf Caputh, dem Sommerwohnort von Albert Einstein. Wir wohnten nicht weit von seinem Sommerhaus entfernt und ich besuchte die Schule im Dorf. Ich glaube, ich war dann schon 13, als unser normales Leben begann. Unsere Familie erhielt in einer Neubausiedlung in Potsdam-Babelsberg zwei Wohnungen, weil wir ja sechs Kinder waren. Die Zimmer der einen Wohnung nutzten wir als Kinderzimmer bzw. Arbeits- und Schlafzimmer der Eltern. Die andere Wohnung war unser großes Wohnzimmer, in dem wir gemeinsam aßen, uns unterhielten, zusammen Spaß hatten. Wir gingen zur Schule, meine Eltern bekamen Arbeit und bildeten sich weiter.

Stationen im Lebenslauf: Brandenburg (Stadt), Plauen (Vogtland), Rostock

1977 zogen wir nach Brandenburg an der Havel. Meine Eltern hatten ein Angebot vom Stahl- und Walzwerk erhalten, in der DDR das größte und führende in der Stahlproduktion. Nun arbeiteten sie als Betreuer und Dolmetscher für die kubanischen Vertragsarbeiter. Wir erhielten eine Wohnung für kinderreiche Familien, und als ältestes Kind hatte ich mein eigenes Zimmer. In Brandenburg machte ich die 10. Klasse fertig. Von 1980 bis 1982 bin ich dann – auch im Stahlwerk – in die Lehre zum Maschinenanlagenmonteur gegangen. Aufgrund meiner politischen Überzeugung delegierte mich meine Partei – ich war damals im Jugendverband der Kommunistischen Partei Chiles –

nach Plauen ins Vogtland, wo ich eine Fachqualifizierung zum Druckmaschinenmonteur absolvierte. Unter Pinochet herrschte in Chile eine Diktatur, von der wir hofften, sie würde ein baldiges Ende finden. Die Partei suchte Leute, die nach Chile zurückkehren würden, um die Demokratie wiederaufzubauen. Später sollte ich helfen, in Chile die Parteizeitung wiederzubeleben. Vor diesem Hintergrund machte ich die Ausbildung. In Plauen lernte ich meine Lebensgefährtin kennen, eine Tochter wurde geboren, und nach einem kurzen Zwischenstopp in Leipzig landete ich in Rostock, weil ihre Eltern hier lebten. Das war 1986. Seitdem lebe und arbeite ich in Rostock, an der Küste, an der Ostsee. Bis 1989 habe ich hier im Dieselmotorenwerk Rostock gearbeitet, einem Zulieferbetrieb für den Schiffbau der DDR. Wir haben Dieselmotoren für die Fischerei gebaut, für die Fangflotte, aber auch für die Touristikflotte. Ins Ausland haben wir auch exportiert. Dann kam die Wende, ich war 26 Jahre alt.

Familie

Ich kann mich noch erinnern, dass wir in den ersten Jahren säckeweise Mais mit den Händen gepflückt haben – unsere Familie und andere Chilenen. Bei uns zu Hause gab es so viele Gerichte, die auf Mais basieren. Hier im Handel gab es Mais ab und an in Dosen. Die DDR produzierte sehr wenig Mais für den Markt, sondern pflanzte ihn mehr für die Tierhaltung an. Da sind wir dann einfach in die Felder gegangen.

Als meine Eltern mit uns in die DDR kamen, dachten sie, wir schauen einfach, wie es sich hier wirklich lebt. Wenn es nicht geht, dann gehen wir wieder. Alle sind wir geblieben, meine Eltern, meine Geschwister. Wir haben alle eine Ausbildung gemacht, drei an der Universität, die anderen zum Facharbeiter. Im

Laufe unserer DDR-Geschichte als Chilenen haben wir noch weitere Familienmitglieder hergeholt – einen Onkel mit seiner Frau und vier Kindern. Dadurch entstanden hier familiäre Bindungen, schlugen wir Wurzeln. Als ab 1988 der Demokratisierungsprozess in Chile begann, wurde in den Familien und unter den Chilenen allgemein darüber gesprochen, ob man nun nach Chile zurückgehen solle. Viele sind zurückgegangen. Aber meine Schwester war Anfang der 1990er schon Ärztin, mein Bruder Ingenieur, der andere Chemietechniker und ich hatte auch meine Ausbildungen. Unsere jüngste Schwester, die in Brandenburg blieb, machte eine Ausbildung zur Erzieherin. Auch hätten wir nicht genug Geld für eine Rückkehr gehabt, um die Flugtickets zu zahlen oder die ersten Monate in Chile in der Hoffnung auf Wohnraum durchzukommen. Meine Mutter lebt immer noch in Brandenburg an der Havel. Mein Vater, der 2007 verstorben ist, liegt dort begraben. Und ich habe mittlerweile drei Enkelinnen und einen Enkel. Auch haben wir seit DDR-Zeiten viele Kontakte zu anderen chilenischen Familien gepflegt und Freundschaften gefunden. In Rostock leben meine ehemalige Lebensgefährtin und mein Sohn. Hier waren wir so 25 Chilenen, die untereinander über verschiedene Organisationen und Arbeitsgemeinschaften gut verbunden waren. Auch das war ein Grund zu bleiben. Zudem war ich einigermaßen sozial abgesichert. Nach unserer Ausreise war ich noch zweimal in Chile: 1993 und 1997. Ich fungierte als Betreuer und Dolmetscher für eine Gruppe von Studenten der Universität Rostock. Auf dieser Studienreise habe ich dann auch meine dortige Familie besucht. Ich muss sagen, wir haben eine Menge Verwandte. Aber aus unserer Familie sind alle hier geblieben. Vom Ältesten bis zur Jüngsten sind alle verheiratet oder sogar zum zweiten Mal verheiratet, haben Kinder und Enkelkinder. Meine Mutter ist mit einem Urenkel inzwischen Urgroßmutter.

Wieder auf den Kapitalismus einstellen

Wir kamen aus einer Militärdiktatur und waren deshalb alle irgendwie politisch tätig. Ich gehörte zum kommunistischen Jugendverband Chiles, später zur kommunistischen Partei. Als die Mauer im November 89 fiel und die Menschen nach Westberlin gingen, um sich Bananen zu kaufen, dachte ich, das kann es doch nicht gewesen sein. Es war schrecklich für mich zu erleben, wie man für ein paar D-Mark seine Würde aufgeben kann. Wir haben damals viel darüber gesprochen, dass wir uns – egal ob wir bleiben oder nach Chile zurückkehren wollen – auf jeden Fall wieder auf den Kapitalismus einstellen müssen. Wir galten, zumindest ich, in der DDR in der Ausbildung und später unter den Kollegen als „rote Socken“. Mein Verhältnis zur Mauer war zwiespältig. Pinochet war nicht nur Diktatur, sondern auch Kapitalismus pur. Die DDR versprach Sozialismus. Hätte man mir damals gesagt, die Mauer ist Mist, im Westen können wir reisen, kaufen, sind wir freier, dann hätte ich gesagt, mach du mal, geh doch in den Westen. Für mich hatte die Mauer schon ihre Berechtigung. Aber mit meinem chilenischen Pass konnte ich ja auch zu DDR-Zeiten nach Westberlin fahren – das habe ich einmal getan. Allerdings nur, um im Konsulat meinen Pass erneuern zu lassen. Denn zwischen der DDR und dem Chile Pinochets gab es keine diplomatischen Beziehungen.

Erwerbsbiographie nach der Wende

Mit dem Ende der DDR geriet das Dieselmotorenwerk in Rostock, in dem ich arbeitete, in eine konfuse, unklare Situation. Leute wurden entlassen und die Stimmung kippte. Das Erste, was die Kollegen, mit denen ich Jahre zusammengearbeitet

hatte, zu mir sagten: „Wir sind hier die Deutschen und du bist der Ausländer.“ Da habe ich einen Aufhebungsvertrag gemacht und bin gegangen. Zunächst habe ich bei einer kleinen, lokalen Zeitung als Fotograf angefangen. Ich habe Kurse besucht und mich intensiv mit Journalismus beschäftigt. Als ich stellvertretender Redaktionsassistent wurde, drängte die „Bild“-Zeitung auf den Markt und unsere ging pleite. Die 1990er waren im Osten ein Jahrzehnt der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und so wurde ich für drei Jahre bei der Stadt Rostock angestellt. Mit neun weiteren Kollegen habe ich beim Jugendamt als Streetworker gearbeitet und mich als Sozialarbeiter weitergebildet. Danach hatte ich eine weitere ABM-Stelle in der Montage und der Restauration beim Traditionsschiff Rostock, einem Schiffbau- und Schifffahrtsmuseum. In den Folgejahren habe ich im sozialen Bereich in verschiedenen Projekten im interkulturellen Zentrum und im Waldemar Hof e.V. als Koordinator gearbeitet. Später habe ich mich dann als Sozialbetreuer und Dolmetscher selbständig gemacht. Von Anfang an habe ich ehrenamtlich im Ausländerbeirat, jetzt heißt er Migrantenrat, gearbeitet, der sich nach den rassistischen Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen im August 1992 gründete.

Nachwende – Jahre der Selbstorganisation

Natürlich gab es Ausländerfeindlichkeit in der DDR. Ich selbst habe sie erleben müssen. Einmal saß ich mit meiner Freundin auf einer Parkbank. Ein Typ setzte sich dazu und mischte sich in unser Gespräch ein. Als er merkte, dass ich kein Deutscher bin, wurde er beleidigend und handgreiflich. Ein anderes Mal kam ich nachts von einer Betriebsfeier und fragte zwei Typen nach dem Weg zum Bahnhof. Sie erkannten an meiner Ausspra-

che, dass ich Ausländer bin. Es ging ganz schnell. Sie haben mich gegen ein Schaufenster geschmissen und mir einen Cut knapp über dem Auge verpasst. Noch in der Nacht kam ich ins Krankenhaus und der Schnitt wurde genäht. Die Täter wurden von der Polizei gefasst, es kam zur Anklage, aber nicht zu einer Gefängnisstrafe, sondern zu einem finanziellen Ausgleich. Ich erhielt eine Summe und fühlte mich erniedrigt und ungerecht behandelt. Es gab ohne Zweifel Ausländerfeindlichkeit, aber im Ganzen wurde sie besser unter Kontrolle gehalten. Ein Lichtenhagen hätte es in der DDR nie gegeben.

Schon vor Gründung des Ausländerbeirats 1992 entstand die Idee dazu. Nach dem Fall der Mauer war die Situation von Ausländerinnen und Ausländern unsicher, von Ausländerfeindlichkeit müssen wir gar nicht erst reden. Die Leute fingen an, sich zu organisieren. Russen, Vietnamesen, Kubaner, Angolaner – alle ausländischen Kräfte, die hier tätig waren, hingen plötzlich in der Luft. Welche Rechte haben wir eigentlich, wie sind wir abgesichert? Das waren Fragen, die uns umtrieben. Die Vereine organisierten sich entlang von Sprach- und Kulturzugehörigkeit und vielleicht auch nach sozialpolitischer Ausrichtung.

In der lateinamerikanischen Community fassten wir Anfang der 1990er Jahre den Plan für einen eigenen Verein. Neben anderen bin ich eines der Gründungsmitglieder von Talide e.V. im Jahr 1995, der sich unter anderem zum Ziel setzt, die Integration von Latinos in Deutschland zu unterstützen. Den Anfang dazu machte das Lateinamerika-Institut bzw. seine Abwicklung. Das war eine an der Universität in Rostock verankerte, international renommierte Lehr- und Forschungsstätte. Nun galt sie aus konservativer, herrschender Sicht als „rotes Tuch“. Studenten wurden nicht mehr unterstützt und die Lehrkräfte sukzessive

entlassen. Ein Freund von mir war einer der ersten Dozenten, der gehen musste. Es genügte, 1973 aus Chile gekommen zu sein, gar in der Sowjetunion studiert zu haben oder der KP Chile anzugehören. Wir setzten uns zusammen und überlegten, was zu tun sei. Es ging ja um Arbeits- und Studienplätze. Der Verein war unsere Antwort auf solche Zumutungen. Wir wollten unterstützen, beraten, begleiten – das haben wir getan.

Auf jeden Fall lernten wir alle, was es heißt, in Deutschland eine Organisation aufzubauen und dabei alle Formalitäten zu beachten. In Westdeutschland gab es damals bereits Ausländerbeiräte. Mit denen tauschten wir uns aus, und dann war klar, jeder Verein für sich kann keine Lösung für unsere drängenden Probleme sein. Wir wollten und brauchten mehr Mitspracherechte gegenüber deutschen Institutionen, gegenüber deutscher Politik. So entstand der Ausländerbeirat, heute Migrantenrat, der die Interessen ganz verschiedener migrantischer Vereine und generell der Bevölkerung mit Migrationshintergrund gegenüber Bürgerschaft, Stadtverwaltung und Oberbürgermeister vertritt und mit ihnen zusammenarbeitet. Darüber hinaus arbeiten wir heute mit der SPD, der LINKEN, den Grünen, der Integrationsbeauftragten, der Kirche und verschiedenen deutschen Vereinen zusammen. Es ist ein breites Netzwerk entstanden.

Anfang der 1990er Jahre war die Situation hier in Rostock mehr als angespannt. Es gab viele „kleine Lichtenhagen“, wenn man das so formulieren kann. Als Streetworker hatte ich mit meinem Kollegen Dienst in einem Jugendclub. Das war ein total friedlicher und verständnisvoller Mann. Aus dem Nichts heraus wurde er von einem Nazityp angegriffen. Und das war nicht nur einer – ich bin dazwischengegangen und musste am Ende flüchten. Ich rannte in ein Haus und klingelte an jeder Tür. Sie

verfolgten mich und als sich endlich eine Tür öffnete, waren sie schon so weit, dass sie mit einer Gaspistole in die Wohnung reinschossen – da waren Kinder. So war die Situation damals. Das lässt sich mit der Gegenwart nicht vergleichen.

Mit dem Migrantenrat als kommunalem Gremium konnten und können wir viel erreichen. Wir organisieren und koordinieren zahlreiche Informations- und Kulturveranstaltungen wie zum Beispiel die jährlichen Interkulturellen Wochen der Hansestadt. Als 2015 auch nach Rostock viele Geflüchtete kamen, haben wir durchsetzen können, dass sie dezentral untergebracht werden. Wir arbeiten gut mit den anderen städtischen Institutionen zusammen. Gemeinsam setzen wir uns für das friedliche Miteinander aller Einwohnerinnen und Einwohner ein. Inzwischen gibt es auch in der Stadtverwaltung Menschen mit Migrationshintergrund, und ja, der Oberbürgermeister ist ein Däne.

Ost-West-Unterschiede?

Ich spiele in einer Band – der eine kommt aus dem Rheinland, der andere aus Rostock, der Dritte aus Peru und ich aus Chile. Ostdeutschland, Westdeutschland – das ist nicht wirklich mein Thema. Die Deutschen sind die Deutschen, und sie sind privilegiert als Migrantinnen und Migranten. Zum Beispiel die Kommunalwahlen: 1989 habe ich zum ersten und letzten Mal wählen können. In der DDR konnte ich wählen, danach nie wieder. Ich bezahle meine Steuern, ich engagiere mich ehrenamtlich und versuche, so viel wie möglich zu arbeiten. Seit Jahren kämpfen wir um das Recht, dass langjährig ansässige Bürgerinnen und Bürger mit Migrationshintergrund wählen können. Dieses Recht wird uns verweigert.



Zum Studium in die DDR

Ich lebe insgesamt so um die 40 Jahre in Deutschland. Zum ersten Mal kam ich als Studentin nach Leipzig. Das war im September 1978. An der Karl-Marx-Universität studierte ich Germanistik bis 1984. Zu diesem Studium wurde ich delegiert. In Vietnam herrschte Nachkriegszeit und das Land war sehr arm. Es delegierte seine besten Schülerinnen und Schüler zum Studium ins Ausland, damit sie nach ihrer Rückkehr das Land in leitenden Funktionen wiederaufbauen konnten. Das Leben in Leipzig war für mich eine schöne Zeit. An der Leipziger Uni, die damals von vielen internationalen Studenten besucht wurde, konnten wir ideal studieren. Wir erlebten eine solidarische Atmosphäre, in der uns die deutschen Kommilitonen vielfältig unterstützten. Das Germanistikstudium hat mir sehr gut gefallen und mithilfe der deutschen Studentinnen und Studenten ging auch das Erlernen der deutschen Sprache gut voran.

Als ausländische Studenten wurden wir bevorzugt behandelt. Wir unternahmen lange Exkursionen zu solchen Orten, die

für die Entwicklung der deutschen Kultur und Literatur wichtig waren. Ich erinnere mich an fünf Tage im Harz oder an eine fünftägige Exkursion nach Weimar auf den Spuren von Goethe und Schiller. Auch organisierte die Universität Winterferienlager nur für uns ausländische Studierende. Das war schon eine besondere Betreuung, wofür es natürlich politische Hintergründe gab. Die DDR unterstützte mit anderen sozialistischen Staaten Länder wie Vietnam, um sie auf die Seite des Ostblocks zu ziehen. Ich finde, das war ein wichtiger Beitrag, und diese Länder sind bis heute dankbar für diese Hilfe. Für mich, wie bestimmt für alle vietnamesischen Studentinnen, war die Zeit in Leipzig wie ein Paradies. Wir konnten studieren, ohne für das Studium zahlen zu müssen. Ich erhielt ein Stipendium von 300 Mark und davon konnte ich sehr gut leben. Für meinen Platz im Studentenwohnheim zahlte ich dreißig Mark im Monat. In meiner Freizeit war ich dann oft mit anderen in dem Studentenclub „Moritzbastei“ oder nahm an kleineren Gesprächsrunden teil.

Im Sommer halfen wir unentgeltlich in der Ernte aus, pflückten Tomaten, Kartoffeln oder Äpfel. Das haben damals, glaube ich, fast alle Studentinnen und Studenten gemacht. Es war eine sorglose Zeit mit vielen schönen Erlebnissen für mich. Ich beendete mein Studium mit sehr gutem Erfolg und gegen Ende 1984 kehrte ich nach Hause zurück.

Zurück und zurück

In Vietnam arbeitete ich zunächst an einem Institut für Soziologie. Die Lage im Land war nicht gut. Sanktioniert von den USA und anderen westlichen Ländern, herrschte hohe Arbeitslosigkeit. Hinzu kam, dass mit Kriegsende Millionen Menschen aus der Armee entlassen worden waren, die keine beruflichen Perspektiven besaßen. In dieser Krise schlossen Vietnam und die DDR schon 1980 ein Vertragsarbeiter-Abkommen, mit dem Vietnamesinnen und Vietnamesen zeitlich befristet in der DDR arbeiteten. Die jungen Menschen freuten sich über diese Möglichkeit, und auch ich wurde gefragt, ob ich nicht als Betreuerin und Dolmetscherin wieder in die DDR zurückkehren wolle. Am Anfang hatte ich Bedenken, doch auch meine Aussichten, eine meinem Studium angemessene Arbeit zu finden, waren gering.

Ich erhielt einen Arbeitsvertrag für die Schuhfabrik „Roter Stern“ in Burg, einer Kleinstadt in der Nähe von Magdeburg. Dort sollte ich für 140 Vietnamesinnen und Vietnamesen dolmetschen und sie betreuen. Das war 1987. Dieser zweite Aufenthalt in der DDR war für mich mit völlig neuen Erfahrungen verbunden. Ich entdeckte und erlebte Neues, was ich vorher so nicht gewusst hatte. Das Studium war für mich Internationalismus und Solidarität gewesen. Nur wenig hatte ich davon mitbekommen, dass Menschen von der Staatssicherheit bedrängt

wurden, dass keine Meinungsfreiheit existierte und dass Menschen Ausreiseanträge stellten. Jetzt erfuhr ich davon. Und ich selbst musste lernen, wie ich meinen Landsleuten helfen konnte.

Dolmetscherin für Vertragsarbeitende

Meine Landsleute und ich lebten in einem Wohnheim in Magdeburg. Die Schuhfabrik hatte für diese Unterkunft gesorgt und stellte auch den Bus, der im Drei-Schicht-System die 140 Arbeiterinnen und Arbeiter in den Betrieb ins 30 Kilometer entfernte Burg fuhr. Die Arbeit in Früh-, Spät- und Nachtschichten war nicht einfach. Meine Landsleute erhielten nur einen sechswöchigen Deutschkurs. Das war viel zu wenig, um vernünftig eingearbeitet zu werden. Auch hatten sie keine Möglichkeit, mit den deutschen Kollegen in Kontakt zu kommen, da Vietnamesen und Deutsche in Schichten getrennt an den Fließbändern arbeiteten. Wie sollte man auf diese Weise Deutsch lernen? Auch in Magdeburg blieben wir isoliert von der deutschen Bevölkerung. Wir durften keine eigenen Wohnungen suchen, das war verboten. Und im Wohnheim wurde kontrolliert, wer hereinkam. Wenn am Wochenende vietnamesische Bekannte aus anderen Städten zu Besuch kommen wollten, mussten sie vorher angemeldet werden. Fünf Quadratmeter standen pro Kopf zu Verfügung, da gab es keine Privatsphäre. Als Dolmetscherin war ich privilegiert. Ich hatte eine Einraumwohnung mit Bad und Küche, die ich mir nur mit einer Kollegin teilen musste. Andere lebten zu sechst in drei Zimmern.

Für mich selbst war das Leben in der DDR Ende der 1980er Jahre nicht mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Ich kannte die Sprache, ich hatte Freunde und Bekannte aus meiner Studienzeit. Aber für meine Landsleute fand ich es wirklich sehr,

sehr schwer. Es war einerseits eine Auszeichnung für uns, hier zu arbeiten. Im Vergleich zu Vietnam konnten wir sehr viel mehr Geld verdienen. Vom monatlichen Lohn wurden zwölf Prozent als sogenanntes Transfergeld direkt vom Betrieb an die Botschaft überwiesen. Das nannten wir unseren Beitrag für Vietnam, damit bauten wir unser Land wieder auf. Und es blieb noch immer genug übrig, um unsere Familien in Vietnam materiell zu unterstützen und damit ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Andererseits brachte das Leben in der DDR negative Folgen für den Familienzusammenhalt in Vietnam mit sich. Viele Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeiter waren verheiratet. Aber laut Vertrag durften sie weder ihre Ehepartner noch Kinder mitbringen, und Frauen durften nicht schwanger werden, ansonsten drohte ihnen die Ausreise. Diese jungen Leute lebten hier für vier, fünf Jahre als ledige Menschen. Aufgrund der zeitlichen und räumlichen Trennung kam es zu Familienzerstörungen. Paare brachen ihre Beziehungen ab, „Ledige“ gingen hier neue Beziehungen ein. Als Dolmetscherin betrachtete ich es als meine Aufgabe, vor allem die Frauen über Verhütungsmethoden aufzuklären. Denn wurde eine Frau schwanger, musste sie nach Vietnam zurückkehren. Aber wie kann man in ein konservatives, kulturell traditionelles Land zurückkehren? Dort gilt die Treue zum Ehemann, aber du reist schwanger in dein Heimatland ein. Bist du nicht verheiratet und kommst mit einem Baby aus der DDR in dein Heimatdorf, dann kannst du in diesem Dorf nicht weiterleben. Du bist eine Schande für die Familie und die Familie verliert ihre Ehre gegenüber den anderen Dorfbewohnern. Eine andere Möglichkeit war, die Schwangerschaft abzuberechnen oder das Kind mit betrieblicher Erlaubnis zu entbinden. Doch dann musste sich die Frau sechs Monate nach der Entbindung entscheiden, ob

sie das Baby nach Vietnam schickt, um in der DDR weiterzuarbeiten und den Vertrag zu erfüllen. Hier habe ich viele traurige und tragische Geschichten erlebt.

Aber auch das Alltagsleben war für meine Landsleute zwischen Wohnheim und Fabrik, zwischen Magdeburg und Burg nicht einfach. Sie hatten überhaupt keinen Zugang zu der normalen deutschen Bevölkerung. Sie gingen selten ins Kino und nahmen nur zweimal im Jahr an Betriebsfeiern teil – zum Ersten Mai und zum Tag der Republik. Wenn man isoliert im Wohnheim lebte und isoliert in der Fabrik arbeitete, wie sollte man da die deutsche Sprache praktizieren? Und aus heutiger Sicht würde ich sagen, es gab bereits zu DDR-Zeiten Alltagsrassismus. In meinem Studium habe ich den nicht erlebt. Wir waren viele unter vielen anderen ausländischen Studierenden. Aber im Arbeitsleben gab es Konflikte, wo ich durchaus Rassismus als Ursache sehe. „Fidschi“ war ein ganz normales Schimpfwort und ich weiß bis heute nicht, wie es entstanden ist. In der Fabrik galten wir Vietnamesen als Normbrecher. Die deutschen Kollegen sahen uns als Ursache für immer höher zu erbringende Leistungen. Das führte natürlich zu Spannungen. Einmal beschimpfte ein Busfahrer, der uns in die Fabrik fahren sollte, eine Kollegin als „Schwarzkopf“. Da bin ich eingeschritten und habe ihm meine Meinung deutlich gemacht. Hinterher bedankten sich meine Landsleute. Sie hatten zwar die Beleidigung verstanden und wollten reagieren, konnten dies aber nicht aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse. Auf's Ganze gesehen gab es wenige Vorfälle. Kontakte zwischen uns und der einheimischen Bevölkerung waren einfach nicht erwünscht. Und wenn du nicht mit Einheimischen zusammenlebst, dann kannst du auch nicht mitbekommen, ob du beschimpft wirst oder nicht. So war das Ende der 1980er Jahre und dann kam die Wende.

Wendezeit

Im Wohnheim gab es nur DDR-Fernsehen. Wir bekamen nicht wirklich mit, was los war. Viele deutsche Kollegen und Kolleginnen im Betrieb waren plötzlich verschwunden. Einige Nachbarn vom Wohnheim fragten uns, ob wir Sachen wie Nähmaschinen von ihnen kaufen wollten. Als wir nach dem „Wieso“ fragten, erhielten wir zur Antwort: „Wir machen eine Fernreise.“ Wir haben erst später erfahren, dass sie sich in Züge nach Prag oder Budapest gesetzt hatten, aber warum sie das taten, war uns nicht ganz klar. Später kam dann dieser Tag im November und die DDR öffnete ihre Grenzen. Wir waren dann auch in Westberlin und einige junge Leute aus meiner Gruppe verschwanden dann mit dem Zug über Helmstedt in den Westen. Was soll ich denn dort, habe ich mich damals gefragt. Seit meiner Studienzeit wusste ich, dass es in den westlichen Ländern immer Arbeitslosigkeit gab, in der DDR oder der Sowjetunion aber hatten alle Menschen Arbeit. Ich wollte nicht in ein Land, wo ich hätte arbeitslos sein können. Ich war nicht wirklich vom Kommunismus überzeugt, aber dem anderen System brachte ich auch keinen Glauben entgegen. So bin ich denn geblieben. Und dann, am 3. Oktober 1990, kam es tatsächlich zu dieser Vereinigung Deutschlands. Für uns Vietnamesen änderte sich alles im Leben.

Harte 90er Jahre, solidarische 90er Jahre

Der Betrieb kündigte schon im Juni 1990 allen vietnamesischen Arbeitskräften. Als Dolmetscherin wurde ich noch bis Oktober beschäftigt, dann sollten die Vietnamesen und Vietnamesinnen nach Hause fliegen. Hintergrund waren Änderungsverhandlungen mit allen Herkunftsstaaten, die Vertragsarbeiterinnen und

Vertragsarbeiter in die DDR entsandt hatten. Für uns bedeutete das, wer nach Vietnam zurückkehren will, erhält 3.000 D-Mark Entschädigung. Der Betrieb organisierte alles und auch ich meldete mich für die Rückkehr an und packte meine Sachen. Aber in einer Versammlung kam ich mit der Ausländerbeauftragten ins Gespräch. Sie sagte, ich solle nicht gehen, weil die hierbleibenden Vietnamesinnen und Vietnamesen meine Erfahrungen und Sprachkenntnisse benötigten. Daran schloss sich ein Arbeitsangebot an, weshalb ich geblieben bin.

Nach der Wende gab es viele sogenannte Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen: Für knapp zwei Jahre arbeitete ich in der Pressestelle des Evangelischen Konsistoriums der Kirchenprovinz Sachsen in Magdeburg. Hier gab es bereits ein Netzwerk, das Migranten unterstützte und wo ich mich einbringen konnte. Danach wechselte ich zur Arbeiterwohlfahrt in ein Projekt mit Migrantinnen und Migranten für Magdeburg und Sachsen-Anhalt. Auch wenn ich eine Arbeit hatte, war diese Zeit, die Jahre 1990, 91, 92, wirklich eine sehr heftige Zeit – der Rassismus schwappte hoch. In dieser Zeit kamen viele Geflüchtete und Asylsuchende nach Deutschland. Fast täglich konnte man Bilder von gewalttätigen Rechtsextremen im Fernseher sehen. Hier in Magdeburg wurde noch vor der Entlassungswelle und der Wiedervereinigung 1990 unser Wohnheim im Stadtteil Olvenstedt von Rechtsextremen angegriffen und umzingelt, um die vietnamesischen Arbeiter an ihrer Fahrt zur Arbeit zu hindern. Ich denke, so bis 1996 lebten wir, lebte ich in Angst. Bei Vorfällen kam die Polizei immer zu spät zum Einsatz, und wir begannen, solche Plätze zu meiden, an denen wir Rechtsextreme vermuteten. Kurz darauf mussten wir, die nicht nach Vietnam zurückgekehrt waren, das Wohnheim verlassen, weil die Verträge gekündigt wurden. Bei der damaligen Wohnungsnot, die bereits in der

DDR geherrscht hatte, war es so schwer, eine Wohnung zu finden. Wir sind in heruntergekommene Wohnungen gezogen, in Häuser mit der Toilette im Treppenhaus, Hauptsache, wir hatten ein Dach über dem Kopf. In dieser Situation von Ausgrenzung und Unsicherheit vernetzten wir Vietnamesen uns sehr schnell.

Mithilfe der Ausländerbeauftragten beschlossen wir: Ja, wir gründen einen Verein. Mit diesem würden wir öffentliche Fördermittel in Anspruch nehmen können, uns mit anderen Communities verbinden und Selbsthilfestrukturen in Magdeburg und Sachsen-Anhalt aufbauen können. Im Oktober 1992 gründeten wir den Deutsch-Vietnamesischen Freundschaftsverein Magdeburg e.V. Nach zweijähriger ehrenamtlicher Arbeit konnten wir 1994 ein festes Büro mit vier Arbeitsstellen einrichten. Es war eine schwierige, aber auch sehr solidarische Zeit. Schnell wurden wir eine Anlaufstelle für Vietnamesinnen und Vietnamesen, die mit Problemen der Arbeitssuche, des Aufenthaltsstatus oder der Wohnungssuche zu uns kamen. In dieser Zeit lernte ich auch sehr viele andere Migranten in Magdeburg kennen, die dabei waren, sich zu organisieren. Im Ergebnis ging daraus unser Dachverband hervor – die Auslandsgesellschaft Sachsen-Anhalt e.V. Unser Freundschaftsverein hat gerade in den 1990ern bis Mitte der 2000er Jahre – das heißt in einer Zeit, als es der Staat noch nicht als seine Aufgabe ansah, die Integration Zugewanderter zu fördern – enorm viel geleistet, um Vietnamesinnen und Vietnamesen mit dieser auch für uns neuen Gesellschaft vertraut zu machen und gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. Über Projekte, die vom Land oder dem Gewerkschaftsbund finanziert wurden, konnten wir Kurse für Frauen oder Sprachkurse geben. In Informationsveranstaltungen klärten wir über Aufenthaltsstatus und Familiennachzug auf. Das alles vor dem Hintergrund eines ungeklärten Bleiberechts, das

es den Vietnamesinnen und Vietnamesen unmöglich machte, sich eine Zukunft in Deutschland aufzubauen. Der Aufenthalt war an eine Arbeit gebunden, ansonsten drohte die Ausweisung. Aber in der Transformationszeit der 1990er gab es im Osten des Landes kaum Arbeit. Die Betriebe schlossen in Massen und die, die sich halten konnten, stellten kaum Ausländer ein. Inzwischen weiß man das, aber das führte damals dazu, dass sich viele aus unserer Community selbständig machen mussten. Wir haben auf dem Markt Blumen oder Textilien verkauft, wir haben einen Imbiss eröffnet. Wir waren einfache Händler, ohne Ahnung vom Geschäft zu haben. Wir haben Tag und Nacht gearbeitet, um bleiben zu können. Als Verein kämpften wir mit vielen anderen Initiativen, Kirchen und Gewerkschaften um eine Bleiberechtsregelung, die es uns ermöglichen würde, eine Perspektive aufzubauen. Erst 1997 trat eine Regelung in Kraft, die den ehemaligen Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeitern unter Bedingungen eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung zuwies. Inzwischen ist unser Deutsch-Vietnamesischer Freundschaftsverein auch eine vertrauenswürdige Adresse für die Behörden, die uns um Unterstützung bitten, wenn es Dinge, die die Community angehen, zu klären gilt.

Blick zurück

Wenn ich an das solidarische Miteinander denke, daran, mit wie viel Kraft wir uns hier in Ostdeutschland etwas aufgebaut haben, dann weiß ich, dass es damals richtig war, nach der Wende nicht in den Westen gegangen zu sein. Es hätte zu viele Unwägbarkeiten gegeben. Deutschland habe ich als DDR kennengelernt. Meine Erfahrungen aus dieser Zeit sind es womöglich gewesen, die es mir ermöglichten, die Zeit nach der Wende, diese

Transformationsjahre hierzulande mitzugestalten. Wer heute hier in Ostdeutschland ankommt, um zu bleiben – ich denke hier an die vielen Geflüchteten um 2015 –, dem kann ich aus eigener Erfahrung raten: Suche die Community, finde oder baue Netzwerke, in denen du dein Wissen, deine Kenntnisse mit anderen teilen kannst. Dann bringst du dich ein und gestaltest mit. Die Wiedervereinigung war ein Wunder, und es wird sicherlich noch Zeit brauchen, das Gemeinsame zu entdecken. Vor allem war sie für mich ein Wunder, weil sie von keinem Krieg, von keinem Blutvergießen begleitet wurde. Ganz anders als in Vietnam, dem geteilten Land, das erst über einen langen Krieg mit unzähligen Toten wiedervereinigt wurde. Darum haben wir hier in Deutschland zwei vietnamesische Communities mit verschiedenen Migrationswegen. Die „Boat people“ aus Südvietnam kamen als Flüchtlinge über das Meer in die alte BRD, die Menschen aus Nordvietnam kamen über staatliche Abkommen als Arbeitskräfte in die DDR. Zwischen beiden Communities ver-

laufen Gräben, und es wird sicher sehr lange dauern, Brücken der Versöhnung zu bauen.

Heimat

Heimat ist für mich, wo ich geboren bin. Ich habe 18 Jahre in Vietnam gelebt, dort lebt meine Familie, dort habe ich meine Kindheit und Schulzeit verbracht. Dort habe ich die Werte erworben, die mich als Mensch auszeichnen. Das alles, verbunden mit der Kultur, macht meine Identität aus. Deutschland betrachte ich auch als meine Heimat, aber sie ist nicht mit meiner Identität verbunden. Hier lebe ich seit Jahrzehnten als erwachsene Person mit einem Bewusstsein von mir selbst und anderen. Hier bin ich Staatsbürgerin der Bundesrepublik, nehme meine Pflichten und Rechte wahr und habe natürlich auch Bindungen an dieses Land. Letztlich ist wohl etwas von beiden Ländern in mir.



Das Haus der
Eltern in Würzburg

Austausch

Das war 1980, das Jahr meiner Übersiedlung in die DDR. Den Sommer werde ich nie vergessen. Plötzlich kam mein Mann, der damals noch nicht mein Mann war, mit seiner Mutter zu uns nach Hause – nach Nowgorod, meiner Heimatstadt. Meine Mutter und meine Oma hatten ihn immer sehr gemocht, aber ich fragte mich, warum bringt er dieses Mal seine Mutter mit? Nun, er machte mir einen Heiratsantrag. Auf dem Standesamt fragte die Mitarbeiterin, wann wir heiraten wollen, und er sagte: „Morgen.“ Sie fiel aus allen Wolken, denn normalerweise brauchte man drei Monate, um alle Papiere zusammenzubringen. Aber sie kannte mich schon und konnte alles in einer Woche organisieren. Das war sehr freundlich von ihr und ich werde es nicht vergessen.

Meinen Mann kannte ich da schon recht lange, manche würden sagen, sehr lange. Es war 1968, ich studierte, den Studentensommer verbrachten wir wie jedes Jahr in Kasachstan, indem wir in der Landwirtschaft und auf dem Bau halfen.

Niemand dachte damals daran, jemals für ein Praktikum ins Ausland zu fahren. Doch nun hieß es, wir stellen eine Gruppe zusammen, die in die DDR fährt, um als künftige Chemieingenieure dort praktische Erfahrungen zu sammeln. Wir kamen in Merseburg an und wurden dann von Studenten der Technischen Hochschule für Chemie Leuna-Merseburg „Carl Schorlemmer“ betreut. Einer von ihnen war mein zukünftiger Ehemann. Mit der deutschen Sprache hatten wir nicht viel Erfahrung. Immerhin hatte ich Deutsch in der Schule und an der Hochschule gehabt. Umso größer war meine Überraschung, dass fast alle DDR-Studierenden gut Russisch sprachen. Noch überraschter war ich, als ich feststellte, dass in Merseburg auch russische Studentinnen und Studenten lebten. Wir blieben drei Wochen. Zwei Wochen machten wir ein Praktikum in den Leuna-Werken – ich habe später in Russland auch Chemiestädte kennengelernt, aber diese Werke und alles, was da drum herum gebaut wurde, das war etwas Riesiges. Die letzte

Woche reisten wir durchs Land und schauten uns historische und kulturgeschichtlich bedeutsame Stätten an: Dresden mit dem Zwinger und der Gemäldegalerie, Berlin, Potsdam, Leipzig sowieso und was in der Nähe von Merseburg war, zum Beispiel Naumburg und Weißenfels und Bad Lauchstädt. Wirklich, sie haben uns alle Kostbarkeiten gezeigt. Die Gruppe der DDR-Studierenden kam dann im gleichen Sommer nach Leningrad, heute St. Petersburg, und wir waren die Gastgeber. Natürlich haben sie unsere Hochschule, das Leningrader Technologische Institut, kennengelernt. Wir zeigten ihnen die Stadt und führen auch in meine Heimatstadt Nowgorod, wo wir ihnen das echte Russland nahebrachten. Später besuchte ich die DDR noch zweimal. So 1973 zu den X. Weltfestspielen der Jugend in Berlin. Diese Festspiele zu erleben, an so vielen kulturellen und politischen Veranstaltungen teilnehmen zu können – das war ganz einfach herrlich. Wir erlebten im Stadion die Eröffnungsfeier, später ein unvergessliches Konzert mit der chilenischen Gruppe Inti-Illimani und trafen palästinensische Studenten, von denen viele in der DDR, aber auch bei uns in der Sowjetunion studierten. Damals habe ich ganz viel fotografiert und diese Mappe habe ich heute noch bei mir zu Hause. Ich muss sagen, es stand niemals auf meinem Plan, in die DDR zu gehen. Aber in der Zwischenzeit schrieb mein Mann mir Briefe in einem so guten Russisch und so ergab es sich, dass aus unserer freundschaftlichen Beziehung etwas anderes geworden ist. Es hat eben etwas länger gedauert.

Für unsere Familienzusammenführung in der DDR war damals das Konsulat in Leipzig zuständig. Im Nachhinein ist das schon interessant; auf dem Konsulat bin ich nur Leuten begegnet, die Visa für ihre Dienstreisen beantragten oder für ihre gemischten, heute sagt man binationalen Familien. Aber es gab

keine jüdischen Migranten oder Spätaussiedler. Obwohl – ein paar haben wir kennengelernt, die Spätaussiedler waren und schon damals mit einem offiziellen Ausreisantrag kamen. Wir freundeten uns an, dieser Kontakt hält bis heute an. Da sie viele Verwandte im Westen hatten, wollten sie auch dorthin. Nach einigen Jahren wurde die Ausreise bewilligt und sie zogen in den Raum Stuttgart. Als wir uns verabschiedeten, dachten wir, das sei ein Abschied für immer. Doch dann – damals unvorstellbar – kam die Wiedervereinigung und wir haben uns wiedergesehen.

Dessau – Leben eben

Ich kam ja nicht als angeworbene Arbeitskraft hierher. Ich war Chemieingenieurin, und in einer Gegend, wo fast jeder etwas mit Chemie zu tun hatte, wartete niemand auf mich. Am Ende hatte ich Glück und wurde hier in Dessau in der Magnetbandfabrik als Technologin in der Produktionskontrolle eingestellt. Das war keine schlechte Tätigkeit, wurde aber nicht besonders gut bezahlt. Heute, wo ich nicht mehr arbeiten muss, denke ich, Hauptsache, dass du die ganze Zeit gearbeitet hast, das ist wichtig für die Rente.

Ich habe mich sehr bemüht, weiterhin die deutsche Sprache zu lernen. Daheim war das nicht ganz einfach, weil mein Mann die Woche über in Wolfen arbeitete. Aber unsere Tochter ist dann zweisprachig aufgewachsen. Zu Hause habe ich mit ihr russisch gesprochen. Ihr Vater sprach mit ihr deutsch und im Kindergarten hatte sie eine sehr gute Erzieherin, die sich viel Mühe gab, dass das Mädchen die Sprache lernt. Später ging sie dann ab der dritten Klasse auf die Schule mit erweitertem Russischunterricht. Ich kenne genug Menschen, deren Kinder kaum

noch russisch sprechen können und wenn doch, dann mit sehr starkem Akzent. Zweisprachige Erziehung ist harte Arbeit, man braucht Interesse und wirklich Zeit von beiden Seiten, dann erntet man den Erfolg.

Auf der Arbeit gab es Leute, die ich nicht so mochte und die mich nicht so mochten – das ist normal. Aber es gab auch Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich mich sehr gut verstanden habe und mit denen ich in der deutschen Sprache üben konnte. Ich war eine ganz durchschnittliche Mitarbeiterin, die getan hat, was verlangt wurde. Aktion „Sozialistische Hilfe“ – bitte schön! Das bedeutete, dass du für eine Weile in die Produktion gegangen bist und als Arbeiterin gearbeitet hast. Da habe ich dann eine mechanische Arbeit an Geräten verrichtet und in Schichten gearbeitet. Ich habe niemals Nein gesagt. Aber alles in allem war es so, dass die Arbeit im Betrieb keine große Freude für mich war. Ich war fremd, blieb fremd und wurde dieses Fremdheitsgefühl auch nicht los.

Ein bisschen half mir die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft darüber hinweg. Heute kann man sich natürlich über diese Organisation andere Gedanken machen. Aber die Deutschen, die hier aktiv waren, haben sich wirklich interessiert, haben mich zum Beispiel zu Brigadeausflügen eingeladen und ich konnte über die Sowjetunion, über Russland erzählen. Von denen sind auch viele mit den Freundschaftszügen in die Sowjetunion gefahren, um Land und Leute kennenzulernen. Das waren wirkliche Begegnungen! Ich lege großen Wert auf Begegnungen, denn wenn man über die Kultur eines anderen Volkes nicht Bescheid weiß, dann entstehen Missverständnisse. Aber im Gespräch kann man die andere Geschichte, die anderen Traditionen erklären – so gewinnt man Freunde. In meiner Freizeit habe ich für andere vieles

übersetzt, und ich interessierte mich immer mehr für deutsche Kulturgeschichte. Daraus entwickelte sich dann meine Tätigkeit als Reiseleiterin für unsere russischsprachigen Leute, die mich bis heute stolz und glücklich macht. Sie ergab sich aus Kontakten, die ich als Dolmetscherin gesammelt hatte. Meine Kundschaft bestand vor allem aus Zivilangehörigen der Garnison – nicht Armeeangehörige, sondern Hausfrauen, Jugendliche, Magazinangestellte, Kindergärtnerinnen, Ärztinnen, Lehrer. Es gab nicht viele Möglichkeiten, dem Garnisonsleben zu entkommen. Und plötzlich entstand die Möglichkeit zu reisen, die DDR, das Land, seine Geschichte und Kultur mit dem Bus zu erkunden. Diese Wissbegierde und den Reisehunger kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Am Samstag, am Sonntag, manchmal an beiden Tagen, war ich ausgebucht. Zwar fehlte ich dann zu Hause, aber mein Mann hat mir gegenüber niemals irgendwelche Einschränkungen ausgesprochen. Er sah ja, welche wirkliche Freude mir diese Abwechslung bereitete. Ich habe so viel gelernt, so viel gesehen, so viel Interessantes erlebt und mit anderen teilen können. Das waren hier gewissermaßen meine Universitäten, hier habe ich meine eigene Welt gehabt.

Fremde Wende

Und plötzlich hieß es, die Grenze ist geöffnet. Für mich war nicht alles verständlich. Wahrscheinlich haben das viele ausländische Mitbürger so erlebt. Auch habe ich mir nicht erlaubt, fremde Angelegenheiten zu beurteilen. In diesem Land bin ich ja nicht aufgewachsen. Aus dieser Entfernung heraus habe ich womöglich in der DDR mehr Gutes gesehen und mehr positive Eindrücke gehabt als manche Bürgerinnen und Bürger des Lan-

des. Irgendwann nach dem Mauerfall haben mein Mann und ich dann Westberlin besucht. Es gab dort eine Regelung, dass DDR-Bürger kostenfrei alle kulturellen Einrichtungen besuchen konnten. Wir haben alle Museen, alle Ausstellungen, alle Bibliotheken besucht, die man nur besuchen konnte. Das haben wir sehr genossen. Und im Fernsehen haben wir auch die Neuigkeiten beobachtet. Aber interessanterweise liegt vieles für mich im Dunkeln, da sind nur einzelne Erinnerungen, zum Beispiel das Begrüßungsgeld. „Sie bekommen als Ausländerin kein Westgeld“, hieß es. „Wie bitte“, habe ich gesagt, „ich habe doch eine Aufenthaltserlaubnis, eine unbefristete. Warum denn nicht?“ Einhundert D-Mark – das war ein richtiges Drama. Plötzlich war vieles möglich, was früher nicht möglich war. Aber es dachte auch kaum jemand daran, dass die Betriebe so kaputt gemacht wurden.

Vielleicht habe ich auch deshalb nur einzelne Erinnerungen, weil sich die Ereignisse überschlugen und mein Blick auch nach Russland ging, wo die Sowjetunion am Zusammenbrechen war. Ich war damals diejenige, die meine Familie und meine Freunde unterstützte. Die Leute dort hatten buchstäblich kein Geld, keine Lebensmittel, keine Grundlagen für das Leben. Das war so schlimm. Ich habe nach links und rechts Geld verschenkt. Noch heute sagt eine Freundin zu mir, nur dank meiner finanziellen Unterstützung habe sie überleben können. Während hier von heute auf morgen die Kaufhallen mit tausend Sachen voll waren, standen dort in den Geschäften leere Regale. Mitte der 1990er Jahre besserte sich die Versorgungslage, die Gesamtlage, aber der Anfang der 1990er – das war ein wirklicher Zusammenbruch.

Neue Möglichkeiten

Die Filmfabrik Wolfen, in der mein Mann arbeitete, wurde 1990 aufgelöst. Auch der Betrieb, in dem ich arbeitete, wurde in eine Gesellschaft für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) umgewandelt, in der es verschiedene Projekte gab. Uns wurde gesagt, denkt euch etwas aus. Und wir dachten uns etwas aus und gründeten in Dessau die erste Beratungsstelle für ausländische Mitbürger und Familienangehörige. Später wurde daraus das Kommunikationszentrum für ausländische Frauen und Familienangehörige. Unterstützt wurden wir vom Sozialministerium des Landes und einem Frauenprojekt aus Magdeburg und Braunschweig. Zu dieser Zeit kamen bereits die ersten Spätaussiedler und erste jüdische Zuwanderer. Ab 1992 kamen dann vermehrt Kontingentflüchtlinge und unsere Projektaufgabe bestand darin, die Menschen über die Verhältnisse in Deutschland aufzuklären und ihnen Hilfestellungen zu geben. Für mich war diese Arbeit ein einmalig großes Glück, denn plötzlich wurde ich in meiner Muttersprache gefragt und ich spürte, dass unsere Arbeit gebraucht wurde. In den ersten Nachwendejahren konnten solche sozialen Projekte noch sehr unbürokratisch arbeiten. Die Bereitschaft, etwas zu organisieren, war enorm. Für uns war alles neu und wir alle – Projektbeteiligte und viele, viele aktive und wissbegierige Besucher – waren in Bewegung, hatten zündende Ideen, entwickelten uns selbst weiter. Das war eine wunderbare Zeit der Freude und des Enthusiasmus. So begann meine fünfzehnjährige Arbeit in verschiedenen Projekten, die allesamt Frauenprojekte waren und auch vom Verein Sozialkulturelles Frauenzentrum Dessau e.V. getragen wurden. Parallel dazu tat ich, was ich schon in der DDR gerne getan hatte – ich

organisierte kulturtouristische Fahrten, und so haben wir die ganze Republik längs und quer bereist.

1994 entstand unsere Interessengruppe deutscher und russischsprachiger Mitbürger. Wir waren immer eine gemischte Gruppe, denn ich finde Unterschiede wichtig, weil man sonst zu sehr im eigenen Saft kocht. Uns ging es darum, Zuwanderer bei der sprachlichen und gesellschaftlichen Integration zu unterstützen, aber auch darum, die vielen Berührungspunkte deutscher und russischer Geschichte und Kultur bewusster zu machen. Seit 2004 sind wir als Dialog e.V. ein eingetragener Verein und ich bin die Vereinsvorsitzende. Wir arbeiten alle ehrenamtlich. Inzwischen sind wir in Dessau-Roßlau sehr gut vernetzt und Mitglied im Landesnetzwerk Migrantenorganisationen Sachsen-Anhalt (LAMSA) e.V. Mir geht es um Verständigung, wir müssen uns nicht lieben, aber verstehen. In meinem Umkreis sind einige Spätaussiedler, die sehr darunter litten, dass sie in Russland als Faschisten beschimpft wurden und in Deutschland dann als Russen. Ich kann mich an einen Russlanddeutschen erinnern – einen älteren Herrn so um die sechzig Jahre alt –, den niemand verstehen konnte, als er hier ankam. Er sprach eine seltsam klingende Sprache mit Akzent. Eigentlich eine schwäbische Mundart, aber nicht so, wie man das heute aus Schwaben kennt. Er sprach ein Schwäbisch, das dort, wo er herkam, jahrhundertlang gepflegt wurde, sich dort natürlich auch verändert hatte. Es war ihm nicht mehr möglich, dieses Deutsch abzulegen und die Sprache neu zu lernen. Er fand keine Freunde und schließlich vereinsamte er ganz. Jahre später ist er dann in den Westen gegangen. Einige andere Spätaussiedler sind sogar nach Russland zurückgegangen, aber viele haben sich auch wirklich eingelebt und fühlen sich wohl. Um die Probleme von Spätaussiedlern hat sich in Dessau vor allem sehr

umfassend die Caritas gekümmert. Wir als Gruppe bzw. kleiner Verein konnten das gar nicht leisten. Man kann ja nicht alles gleichzeitig machen. Ich denke, dass es auch eine wichtige Aufgabe ist, schulische, kulturelle und gesellschaftliche Projekte zu entwickeln und durchzuführen und als kulturelle Brücke zu dienen und die Verständigung zu fördern.

Wer heute aus einem anderen Land kommt und bleiben möchte, dem kann ich nur empfehlen, auf die Menschen hier zuzugehen. Natürlich muss man die Sprache lernen, je mehr, desto besser. Und wenn man nicht sofort eine reguläre Arbeit findet, dann kann eine ehrenamtliche Betätigung hilfreich sein. Hier kann man sich mit seinen Fähigkeiten und Qualifikationen einbringen, bleibt offen und schließt sich nicht vor der Gesellschaft ab. Vielleicht darf man nicht zu hohe Erwartungen haben und sollte bereit sein, auch kleine Brötchen zu backen. Wir haben auch mit kleinen Brötchen angefangen. Sehr wichtig finde ich auch, dass man an die Kinder die eigene Sprache, Kultur und Traditionen weitergibt. Man sollte immer Brückenbauer zwischen den Kulturen bleiben und nicht die Hoffnung verlieren. Denn es findet sich immer ein Weg, um sich gegenseitig zu verstehen.

Bundesverdienstkreuz

Am 7. März 2016 wurde ich mit dem Bundesverdienstkreuz für mein jahrelanges ehrenamtliches Engagement, mit dem ich hier in Dessau zwischen Migrantinnen und Migranten, städtischen Gremien, Verwaltung und der Öffentlichkeit vermittele, ausgezeichnet. Es ist mir immer ein Anliegen gewesen, dem Gemeinwohl zu dienen. Das friedliche Zusammenleben und die Toleranz zwischen den Kulturen und den Religionen sind mir eine

ganz persönliche Herzensangelegenheit. Diese hohe Auszeichnung bedeutet für mich einen Höhepunkt meines Lebens auf dem Gebiet des Gemeinwohls. Mir ist klar, dass ich diese Auszeichnung stellvertretend für viele entgegengenommen habe, die sich hier in Dessau in der gesamten Migrationsarbeit engagieren. So hätte ein großer Teil meiner ehrenamtlichen Arbeit für die Integration von Migrantinnen ohne die Mitarbeiterinnen vom Verein Sozial-kulturelles Frauenzentrum Dessau e. V. nicht stattfinden können. Unter dem Dach dieses Vereins konnte unsere Arbeit gedeihen. Denn das Frauenzentrum ist auch eine soziale Vermittlungsstelle zwischen Migrantinnen einerseits und der deutschen Gesellschaft andererseits. Und ich denke auch daran, dass so viele Personen aus Behörden, Ämtern, aus der Kirche, viele Referenten aus unterschiedlichen Fachgebieten und weitere aktive Privatpersonen von Anfang an unsere Projekte und Veranstaltungen unterstützt haben. Daraus sind viele persönliche Kontakte entstanden, die immer noch bestehen, und ich bin ihnen allen sehr dankbar für diese gemeinsame Zeit. Das Gewicht dieser Auszeichnung spürte ich erst später, als ich von ganz vielen verschiedenen Seiten mündlich oder schriftlich Dank und Anerkennung erhielt.

Heimat

Das Bundesverdienstkreuz ist eine große Auszeichnung. Trotzdem – es gibt keine wirkliche politische Teilhabe, wenn du

eine andere Staatsbürgerschaft hast. Zur DDR-Zeit konnten wir 1989 an den Kommunalwahlen teilnehmen. Ich verstehe nicht, warum der heutige Staat keine Regelung für Zuwanderer trifft, die hier jahrelang leben, arbeiten und sich engagieren. Das empfinde ich als wirklichen Nachteil, und die doppelte Staatsbürgerschaft wäre eine Lösung. Um die deutsche Staatsbürgerschaft zu erlangen, müsste ich meine russische abgeben. Aber das ist meine Identität! Die kann ich doch nicht einfach aufgeben. Sie ist meine Heimat, mein Reichtum! Es ist nicht einfach, so weit entfernt von den Eltern, die immer für mich da waren, den Freunden und der heimatlichen Kultur zu leben. Die eine Hälfte meines Herzens schlägt für Russland, die andere für Ostdeutschland. Mein großes Glück war und ist, dass ich hier viele treue Freunde und Mitstreiter habe und mein Mann und meine Tochter mich immer unterstützten. Das sind nicht nur Worte, das sind auch Taten. Deswegen unternehmen wir als Dialog e. V. all diese kulturellen Begegnungen und Veranstaltungen. Und mein Herz blutet, wenn ich immer wieder jene Unvernunft höre, Russland sei ein Reich des Bösen. Ich kenne hier einen Deutschen, der seit Jahren mit dem Fahrrad Russland bereist. Wenn er von seinen Reisen zurückkommt und darüber Vorträge hält, vergisst er nie zu betonen, wie freundlich und offen die russischen Menschen sind. Dafür bin ich ihm sehr dankbar. Versöhnung, Verständigung, Toleranz – das ist es, wofür ich mich eingesetzt habe und einsetzen werde.



Ein Glücksfall

Ich bin Palästinenser. Meine Familie lebte in einem Flüchtlingslager in Baalbek im Libanon. Dort wurde ich geboren und wuchs bei meinen Eltern mit neun Geschwistern auf. Mein Vater arbeitete sehr hart in einem Steinbruch. Bevor ich im September 1981 zum Studium in die DDR kam, arbeitete ich in Beirut, der libanesischen Hauptstadt. Mein Wohnort war das palästinensische Flüchtlingslager Shatila am Rande der Stadt. Es war ein Glücksfall, dass ich im Büro von Ismail Shammout als „Mädchen für alles“ anfangen konnte. Shammout war ein bedeutender palästinensischer Künstler und Träger des Kunstpreises der palästinensischen Revolution. Zudem Generalsekretär der Vereinigungen arabischer und palästinensischer Künstler. Ihm legte ich meine Arbeiten vor. Im Lager, in Shatila, hatte ich angefangen zu zeichnen und zu fotografieren. Mich beschäftigte, wie wir in Shatila lebten. Das war kein Leben, das war ein Vegetieren. Shammout gab mir die Chance, im Kreise von Künstlern zu lernen. Ich malte und fotografierte, kochte Kaffee, brachte

die Post weg und holte die Druckproben aus der Druckerei. Das war gewissermaßen meine Eintrittskarte für die Hochschule. Über den palästinensischen Künstlerverband, den mit dem Künstlerverband der DDR eine solidarische Beziehung verband, erhielt ich ein Stipendium für angehende Künstler. Wir waren 19 Studentinnen und Studenten, die am 11. September 1981 in Berlin-Schönefeld landeten.

Ankunft in Leipzig

Es war ein Freitag und der Zug nach Leipzig war übervoll von Menschen: Studenten, Soldaten, Familien, die über das Wochenende nach Hause reisen wollten. Wir hatten sehr viel Gepäck und weil es nicht anders ging, legten wir einige Gepäckstücke auf einem Kinderwagen ab. Als wir nach drei Stunden in Leipzig ankamen und unser Gepäck und den Kinderwagen auf dem Bahnsteig abstellten, fing die deutsche Frau, der der

Wagen gehörte, an zu weinen. Dann sahen wir den Grund – die Gelenke des Wagens waren gebrochen. Wir haben dann von jedem 20 Dollar eingesammelt und ihr das Geld gegeben, damit sie sich einen neuen Kinderwagen kaufen konnte. Darüber war sie froh. Trotzdem verstanden wir ihre Tränen nicht. Wir kamen aus Beirut, kannten Krieg und Tote, darüber weinte man. Ein Kinderwagen? Erst später verstanden wir etwas von Mangelware und Mangelwirtschaft und dass deshalb manche Konsumgüter hoch im Kurs standen.

Von der DDR wusste ich nicht viel. Es hieß, es sei ein schönes Land mit idealen Studienbedingungen. Ich war froh, aus Beirut raus zu sein, und hoffte, mit dem Studium ein neues Leben anfangen zu können. Allerdings war ich Ende der 1970er Jahre ein paar Monate in Westdeutschland gewesen, weil mein Bruder in Westberlin lebte und ich die Hoffnung gehabt hatte, ein Studium beginnen zu können, was aber nicht möglich gewesen war. Also kannte ich die DDR von der Durchreise und Helmstedt als Grenzstation. Jetzt war ich in Leipzig und begann am Herder-Institut, das ausländische Studierende mit deutscher Sprache und anderen Fächern auf ein Studium vorbereitete, Deutsch zu lernen. Ich mochte Sprachen, sprach ein sehr gutes Englisch, hatte in Westdeutschland ein wenig Deutsch mitbekommen und so fiel es mir nicht schwer. Als im Juni 1982 der von Israel initiierte Libanonkrieg ausbrach, war für mich an Lernen nicht mehr zu denken und ich reiste zu meiner Familie. Im September kehrte ich auf Anraten meiner Familie zurück nach Leipzig und legte die Prüfungen am Herder-Institut ab.

Studium und Alltagsfotografie

Gleich darauf begann ich mein Studium der Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst. Am Herder-Institut hatte ich mich bereits einem Foto-Zirkel angeschlossen und eine erste Ausstellung gemacht, die sehr gut aufgenommen worden war. War ich am Anfang noch unentschieden, ob ich Malerei oder Fotografie studieren sollte, entschied ich mich nun für Fotografie. Ich musste sehr, sehr viel ackern. Viel mehr als meine Kommilitoninnen und Kommilitonen, mit denen ich zusammen war. Sie waren alle schon so gut und hatten viel Erfahrung. In der DDR konnten Kinder und Jugendliche schon früh an die Fotografie herangeführt werden. Meine Familie im Libanon hatte mir diese Möglichkeit nicht bieten können. Was ich konnte, hatte ich in den zwei Jahren in Beirut gelernt – mit einer Kamera, die ich aus einem Studio lieh, und Filmen, auf die ich hin sparen musste. In den zwei Jahren habe ich vielleicht zehn Filme geschossen, heute mache ich an einem Tag zehn bis fünfzehn. In Leipzig habe ich alles über die Technik lernen können und sehr, sehr viele Stunden im Labor verbracht. Am Ende konnte sich mein Diplom wirklich sehen lassen.

Als Student habe ich unheimlich viele Menschen kennengelernt. Ich war neugierig auf die Gesellschaft und lächelte jeden an und grüßte jeden, der mir mit freundlichem Gesicht begegnete. Unsere Lehrer waren wie Freunde. Wir besuchten sie, saßen zusammen und erzählten. Das war sehr schön und ich fühlte mich an zu Hause erinnert. Nicht weit von der Hochschule entfernt lernte ich eine Familie kennen, mit der ich heute noch befreundet bin. Der Mann unterrichtete Musik und sie war auch Lehrerin. Die beiden kleinen Töchter waren sehr niedlich. So grüßten wir uns und lächelten uns an, bis wir in ein Ge-

sprach kamen. Heute sind die Kinder verheiratet und haben selbst schon Kinder. Viele meiner Freundschaften entstanden so. Ich wurde zu Weihnachten eingeladen oder einfach so zum Kaffeetrinken und Süßigkeitenessen. Von den Menschen wurde ich so aufgenommen, wie ich bin, sodass ich mich nie fremd gefühlt habe.

Ich betrachte mich bis heute nicht als Künstler, also in dem Sinne, etwas Besonderes zu sein! Ich mache meine Arbeit. Wenn die Menschen meine Fotografien als Kunst betrachten, dann bin ich glücklich. Viele meiner Fotos in den 1980er Jahren fingen den Alltag ein, den ich erlebte und wahrnahm. Es ging mir nicht darum, die Zustände in der DDR zu kritisieren oder gar anzuprangern. Ich bin Gast gewesen und respektierte als solcher das Gastrecht. Mich haben die Menschen in ihren Alltagssituationen interessiert. Wenn mein Auge etwas sah, das lustig oder komisch schien, dann fing ich zu fotografieren an. Sind die Dinge skurril oder gegensätzlich? Lässt sich daraus ein interessantes Bild komponieren? So schaute ich auf den Alltag in Leipzig. Ich war und bin kein Paparazzo und habe immer versucht, die Würde der Menschen, die ich fotografierte, zu bewahren. Die Leute waren wirklich neugierig, es war einfach, an sie heranzukommen und Bekanntschaft zu schließen.

Montagsdemonstrationen – keine Fotos

Ich war erstaunt, dass die Leute 1989 tatsächlich den Mut hatten und auf die Straße gegangen sind, um gegen die herrschenden Zustände zu demonstrieren. Sie wussten natürlich besser als ich, warum sie auf die Straße gingen. Als Gast in diesem Land hielt ich mich zurück, aber ich konnte diese Demonstrationen nachvollziehen. Freiheit ist ein Gut, das der Menschheit

als Ganzes gehört. Was mich bis heute quält und traurig stimmt, ist, dass ich nicht fotografiert habe. Vielleicht war ich feige. Es erschien mir zu riskant, die Kamera hochzuheben und nicht zu wissen, wer rechts und links von mir stand. Die einen hätten mich beschuldigen können, für den Westen zu arbeiten, die anderen hätten sagen können, der fotografiert für die Staatssicherheit. Ich stand zwischen Amboss und Hammer. Die Revolution ist Gott sei Dank friedlich ausgegangen, ganz anders als später in den arabischen Ländern.

9. November – Rückreise in die DDR

Der Zufall wollte es, dass eine Gruppe von Fotografen aus dem Westen meine Diplomarbeit sah, die in unserer Hochschule ausgestellt war. Sie fragten meinen Professor, ob derjenige, dem die Bilder gehörten, nicht einen Teil davon mit ihnen in Nordrhein-Westfalen ausstellen könne. Die Gruppe hieß „Arbeiterfotografie“. Die Arbeiterfotografie ist ein Teilbereich der sozialdokumentarischen Fotografie, die innerhalb der Arbeiterbewegung entstand. In der alten Bundesrepublik gründeten sich ab den 1970er Jahren wieder Gruppen, die sich diesem Bereich widmeten. So kam es, dass ich 1989 in den Westen reiste, um eine Ausstellung zu machen, während im Osten inzwischen Massen von Menschen auf die Straße gingen.

Es klingt aberwitzig, aber am 9. November fuhr ich dann mit einer Kollegin aus Köln nach Westberlin zurück und wir passierten einen Grenzübergang nach Ostberlin. Sie wollte ihre Nichte in Ostberlin besuchen und ich wollte dann weiter nach Leipzig fahren. Als wir bei der Nichte meiner Kollegin zu Abend aßen und die Nachrichten im Fernsehen verfolgten, sahen wir die Pressekonferenz und einen sichtlich überforderten Günter

Schabowski. „Ab sofort, unverzüglich“ – der Rest ist Geschichte. Wir sind an dem Abend wieder zurück nach Westberlin bis zum Ku'damm. Gott sei Dank, hier habe ich fotografiert. Das Abklatschen der Autos, die Sektflaschen, der fassungslose Taxifahrer, der mit seinem Wartburg auf dem Kudamm steht – das waren auch für mich sehr emotionale Momente. Ich habe mich für die Deutschen gefreut und zugleich an mein Volk gedacht und mir sehr gewünscht, dass in Palästina Vergleichbares geschähe. Am Ku'damm war ich bis zum frühen Morgen.

Leipzig – Fotografieren nach 1989

Nach Wende und Wiedervereinigung habe ich als freischaffender Fotograf gearbeitet. Der Anfang war nicht schlecht. Ich erhielt einen großen Auftrag, bei dem ich bestimmt vier Monate unterwegs war. Es ging darum, die Kunstgüter, die sich in den Klubräumen der Stadt, der Partei oder der FDJ-Jugendorganisation befanden, zu dokumentieren. Das war der Anfang, aber dann war der Anfang schon wieder fast vorbei. Ich habe fotografiert, aber verdient habe ich damit ganz wenig. Mit Bekannten haben wir versucht, eine Zeitung herauszugeben. Aber wir wussten einfach zu wenig darüber, wie die freie Marktwirtschaft funktioniert. Dann kamen schon die Zeitungsableger aus dem Westen – der „Express“, die „Morgenpost“. Für eine Weile habe ich dann als Pressefotograf einfache Bilder gemacht, denn Geld brauchte ich. Später habe ich viel mit der Allgemeinen Ortskrankenkasse zusammengearbeitet. Stück für Stück wurde es besser und mithilfe meiner Freunde und Bekanntschaften war da ein Licht am Ende des Tunnels. Der Anfang war wirklich schwer.

Osten, Westen

Bei aller Liebe zum anderen Teil Deutschlands, weil es ja ein Deutschland ist: Ich habe niemals überlegt, in den Westen zu gehen. Den kannte ich ja ein wenig. Mein Bruder lebte in Westberlin und während meines Studiums habe ich ihn regelmäßig über Weihnachten besucht. Eine Woche, zehn Tage – ich bin immer zurückgekommen. Leipzig ist mein Lebenszentrum. Auch war ich nicht sehr materiell eingestellt. Was ich in den Läden von Westberlin sah, kannte ich aus dem Libanon. Und „Intershop“ und „Exquisit“ – die Läden, die in der DDR für viele unerreichbar blieben, interessierten mich nicht. Was ich brauchte, gab es im Konsum und in der Kaufhalle. Mein Interesse galt dem Leben.

Der Westen tickt anders als der Osten, und ich denke, es ist ein langwieriger Prozess, die Unterschiede zu benennen und die Verschiedenheit beider Teile anzuerkennen. Gleichbehandlung sollte das Ziel sein. Der Westen sollte den Osten als Teil eines gemeinsamen Ganzen betrachten und sich von seiner Siegerpose lösen. Auch kann es nicht sein, dass die Arbeiterinnen und Arbeiter in Nordrhein-Westfalen mehr verdienen als ihre Kolleginnen und Kollegen in Sachsen-Anhalt. Das Prinzip „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ finde ich richtig und es sollte umgesetzt werden. Ansonsten sehe ich kein Problem darin, dass sich die Bayern mental von den Norddeutschen unterscheiden und ich mich als ostdeutsch betrachte. So, wie ich die Norddeutschen respektiere, möchte ich auch als Ostdeutscher wahrgenommen und respektiert werden.

Heimat

Ich habe es mir nicht ausgesucht, im Libanon geboren zu werden. Zu Flüchtlingen sind wir geworden, als meine Familie aus ihren angestammten Siedlungen in Galiläa vertrieben wurde. Meine Heimat war immer Palästina. Libanon wurde dann meine zweite Heimat. Inzwischen lebe ich hier nun schon viel länger als im Libanon. Deshalb ist hier meine zweite Heimat, und der Libanon rückt an die dritte Stelle. Seit dem Jahr 2000 habe ich die deutsche Staatsbürgerschaft, bin ich ein ganz normaler Bürger mit Rechten und Pflichten. Erst mit diesem Pass konnte ich in meine Heimat Palästina reisen und das Land meiner Eltern und Großeltern, die Dörfer, in denen sie gelebt haben, sehen. Palästina bleibt für mich die erste emotionale Heimat. Egal, wie die Welt darüber befindet, wir entscheiden, wo die Heimat ist.

Ratschläge fürs Hierbleiben

Als ausländischer Student wurde man in der DDR sehr gastfreundlich behandelt. Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, es ist wichtig, zunächst einmal Deutsch zu lernen. Ebenso wichtig ist es, das Land als Gastgeber mit seiner Gastfreundschaft zu respektieren. Menschen, die kommen, um zu bleiben, sollten erkennen, dass dieses Land ihnen Möglichkeiten gibt. Und sie sollten erkennen, diese Möglichkeiten respektvoll zu nutzen. Der Teller, aus dem man isst, in den spuckt man nicht hinein. Das heißt, man muss sich Mühe geben – die Gesellschaft respektieren, korrekt sein, nicht betrügen, nicht lügen. Das gehört sich einfach nicht. Ehrlichkeit ist die Grundlage, um sich hier ein gutes Leben aufzubauen. Diese Erfahrungen gebe ich heute an Neuzugewanderte in solchen Integrationskursen wie „Leben in Deutschland“ weiter.



Prof. Dr. Michael
Arabisch
المغربي
Prof. Dr. Michael
Französisch

Ankunft mit Widrigkeiten

Ich kam im Sommer 1982 vom Senegal über Belgien mit der Interflug in die DDR. Zu Hause hatte man mir nach dem Abitur angeboten, in der Sowjetunion zu studieren, weil ich in der Schule Russisch als zweite Fremdsprache erlernt hatte. Aber eigentlich wollte ich nicht ins Ausland, weshalb ich mich in Dakar zum Studium einschrieb. Dort war ich aktiv in der Studentenbewegung und kämpfte für bessere Studienbedingungen. Deshalb wurde mein Stipendium gestrichen und ich arbeitete ein Jahr als Hilfslehrer an Privatschulen. Doch von dem Geld konnte ich nicht leben und studieren. Darum griff ich doch noch auf das Angebot zurück. Senegal war westlich orientiert, unterhielt aber auch gute Kontakte zu sozialistischen Ländern, die zum Beispiel Solidaritätsstipendien an fortschrittliche Parteien und Studentenorganisationen vergaben. Ich entschied mich dann nicht für die Sowjetunion, sondern für die DDR, weil ich in einem Land studieren wollte, dessen Sprache ich noch nicht konnte.

Gegen 15 Uhr landete unsere Delegation auf dem Flughafen Schönefeld. Alle anderen aus der Gruppe sollten zu Weiterbildungen an die Bezirksparteischule Frankfurt (Oder) weiterreisen, weshalb ich etwas allein in der Halle stand. Der Dolmetscher, der sie begleitete, sagte zu mir: „Ja, Sie warten hier. In einer Stunde spätestens wird Sie jemand abholen vom Ministerium für Hochschulwesen. Und der wird Sie dann zum Zug begleiten und Sie fahren direkt nach Weimar, wo Sie dann die Sprache lernen werden.“ Ich schaute mir Wörter auf Werbeplakaten an, zählte mehr als dreißig Buchstaben für nur ein Wort und dachte, diese Sprache werde ich nie beherrschen. Also fragte ich den Dolmetscher: „Entschuldigung, in welcher Sprache werde ich studieren?“, und er antwortete: „Natürlich in deutscher Sprache.“ Bei meiner Abreise hatte ich gedacht, ich werde in Französisch studieren und Deutsch dazu lernen. Das stellte sich nun als Irrtum heraus.

Noch etwas anderes stellte sich als Irrtum heraus – ich wurde nicht abgeholt. Ich stand in der Halle und wartete. Zwei

Stunden vergingen, drei, es wurde Abend, kalt und windig. Dann waren meine Zigaretten alle. Ich habe die ganze Nacht bis zum nächsten Tag dort verbracht. Wieder gegen 15 Uhr kam derselbe Dolmetscher, um eine andere Delegation abzuholen, und sah mich an gleicher Stelle stehen. Er war ganz außer sich und entschuldigte sich viele Male. Sie brachten mich in ein Restaurant, aber ich konnte nicht richtig essen und trinken, ich war einfach nur müde. Dann begleiteten sie mich zum Zug und gaben mir einen Zettel mit der Reiseroute nach Weimar in die Hand. „Wenn Sie Weimar hören“, sagten sie, „dann steigen Sie aus.“ Die ganze Zeit hielt ich den Zettel in der Hand und am Abend stieg ich in Weimar aus. Dort wurde ich von zwei jungen Damen abgeholt, die mich ins Studentenheim brachten. Sie zeigten mir das Zimmer und wo die Bettwäsche lag, dann sagten sie „Tschüss, bis morgen“. Ich aber dachte nur: „In was für einer Gesellschaft bist du hier gelandet!“ Zu Hause ist es üblich, egal wann du kommst, auch um Mitternacht, dass man dich zuerst fragt, ob du Hunger und Durst hast.

Die erste Woche war sehr schwierig. Ich verstand noch nicht so richtig, wann die Kantine geöffnet war und wann man für sich selbst sorgen musste. Am Freitagabend ging ich zur Kantine, aber die hatte geschlossen. Ich versuchte es später noch mal, auch am nächsten Morgen, Mittag und Abend. Sie blieb zu. Am Sonntag dann verließ ich das Studentenheim auf einen Spaziergang. Dabei traf ich auf jemanden aus dem Jemen, mit dem ich mich ein wenig auf Englisch unterhalten konnte. Ich fragte ihn: „Gibt es hier irgendwo eine Möglichkeit, etwas zu essen?“ Gemeinsam gingen wir in ein Hotel neben dem Bahnhof. Ich schaute, was die anderen so aßen und bestellte Hühnchen, Pommes und Cola. Beim Bezahlen legte ich mein ganzes Taschengeld auf den Tisch, die Kellnerin

lächelte mich an und gab mir die Hälfte davon zurück. Das war meine Ankunft.

Weimar, Herder-Institut

Dann ging es los mit dem Deutschkurs und anderen Fächern. In Weimar war damals die Außenstelle vom Herder-Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig, das alle ausländischen Studierenden in einem Jahr auf ein Fachstudium in der DDR vorbereitete. Das war wirklich sehr intensiv. Vor allem die ersten drei Monate waren anstrengend – acht Stunden täglich Vokabeln, Grammatik, Grammatik und Vokabeln. Auch fühlte ich mich sehr unter Druck, weil ein Mosambikaner, der den Sprachkurs nicht geschafft hatte, seine Koffer packen und nach Hause zurückfliegen musste. Für mich wäre das eine Blamage, eine Katastrophe gewesen, die Chance auf ein Auslandsstudium zu verpassen. Also setzte ich mich hin – lernen, lernen, nochmals lernen. Es hat dann auch gut geklappt.

Dazu haben natürlich auch andere beigetragen – zum Beispiel Soldaten. In Weimar war ich der einzige Senegalese, die anderen waren in Leipzig, weshalb ich an den Wochenenden oft nach Leipzig fuhr. Der Zug war immer voll, eben auch mit Rekruten, die Ausgang hatten. Sie waren neugierig und wir haben uns immer unterhalten. So konnte ich meinen Wortschatz verbessern. Am Herder-Institut haben sich unsere Lehrerinnen gut um uns gekümmert, was sehr dazu beitrug, dass wir uns hier allmählich zurechtfinden. Meine Deutschlehrerin war wie eine Mutter zu mir. Sie zeigte mir, wie man eine Waschmaschine bedient, nachdem mein bester Pullover aus dem Senegal sehr eingelaufen aus der Trommel gekommen war. Sie hat mir und anderen in Weimar die Klassik, also deutsche Kultur, gezeigt.

Zur Jugendweihe ihres Sohnes waren wir alle eingeladen und haben mit der Familie in Erfurt gefeiert. Daraus wurde eine richtige Freundschaft. Auch als ich nicht mehr in Weimar lebte, habe ich sie jedes Jahr besucht, später kam sie zu unserer Hochzeit. Danach besuchten wir sie als Familie. Zu ihrem Sohn haben wir heute noch Kontakt. Leider ist sie vor fünf Jahren gestorben.

Halle (Saale), Studium und Heirat

Im Sommer 1983 zog ich nach Halle, um mein Wirtschaftsstudium an der Martin-Luther-Universität zu beginnen. Doch war ich der Einzige aus unserer Weimarer Seminargruppe. Alle anderen begannen ihr Studium in Berlin an der Hochschule für Ökonomie „Bruno Leuschner“. Aber ich habe schnell neue Bekanntschaften – aus Mosambik, Mali, Kongo – geschlossen und Freunde gefunden. Im ersten und zweiten Studienjahr stand immer ein deutscher Student zwei ausländischen Studenten zur Seite, um uns zu unterstützen. Im Fach Politische Ökonomie lasen wir etwa die Klassiker Marx, Engels und Lenin. Verstanden wir bestimmte Begriffe oder Wortwendungen nicht, dann fragten wir den deutschen Kommilitonen. Auch die Dozentinnen und Dozenten nahmen sich Zeit, wenn fachliche Schwierigkeiten auftraten, und wir konnten sie nach den Seminaren konsultieren. Die Studentenwohnheime waren nach Studienrichtungen unterteilt. Da gab es den Block für die Mediziner, den für die Ökonomen oder den für die Agraringenieure. Deutsche und ausländische Studierende lebten gemeinsam im Wohnheim. In der Freizeit traf man sich im „Bauernclub“, damals ein sehr angesagter Studentenclub in der Stadt. Im Studentensommer bildeten wir Brigaden und halfen für drei Wochen bei der Apfel- oder Kirschernte. Oder wir arbeiteten bei der Reichsbahn,

um Schächte für das Verlegen von Leitungen auszuheben. Teils arbeiteten wir unbezahlt – das galt als ausländische Unterstützung für die DDR, teils erhielten wir Lohn, womit wir unser Stipendium aufbesserten bzw. wir uns Dinge wie zum Beispiel einen Kassettenrekorder kaufen konnten.

Über solche Aktivitäten entwickelte ich sehr gute Kontakte zu anderen Hochschulgruppen und vielleicht wurde ich deshalb für zwei Jahre zum Vorsitzenden des ISK gewählt. Das ISK, das Internationale Studentenkomitee, war die Interessenvertretung der ausländischen Studentenschaft und der Nationalen Hochschulgruppen (NHG). Fast alle gehörten ihr an. Aufgrund meines Engagements und meiner Studienleistungen durfte ich 1986 an einer Auszeichnungsreise für die besten ausländischen Studierenden teilnehmen. Die Reise führte uns nach St. Petersburg, damals noch Leningrad, und nach Tallin, damals noch zur Sowjetunion gehörend. Aber 1987 habe ich gesagt: „Das mache ich nicht mehr.“ Denn ich wollte mich auf mein Diplom konzentrieren.

Während des Studiums habe ich meine Frau kennengelernt. Wir begegneten uns schon einmal in Leipzig auf einer studentischen Länderveranstaltung. Dann habe ich sie aus den Augen verloren und wir trafen uns zufällig in Halle wieder, wo sie in der Neustadt angefangen hatte, an einer Schule Russisch und Englisch zu unterrichten. Das Problem war, Beziehungen zwischen ausländischen Studierenden und Deutschen waren nicht gern gesehen. Wir sollten hier studieren und dann in unsere Heimatländer zurückkehren, um die Entwicklungen dort voranzutreiben. Studenten, die in einer Beziehung lebten und das Studium beendeten, hinterließen hier oftmals allein Erziehende Frauen. Die Hürden für eine Eheschließung waren bürokratisch und zeitaufwendig. Wir haben über ein Jahr

gebraucht, um alle Papiere aus dem Senegal – zum Beispiel, dass ich dort nicht verheiratet war – zu beschaffen. 1988 haben wir dann geheiratet. Das ist schon merkwürdig: Vor der Wende galt meine Frau als Republikfeindin, weil sie mit mir als Partner die DDR jederzeit hätte verlassen können. Nach der Wende hieß es dann, ja, auf diese Weise kann man natürlich in Deutschland bleiben.

Harte Währung und mögliche Rückkehr

Für meine Frau und mich waren der Fall der Mauer und die folgende deutsche Einheit nicht abzusehen. Jetzt hatten wir die D-Mark, eine harte Währung, und ich konnte meine Familie im Senegal unterstützen. Wir sind eine große Familie. Ich bin der jüngste von acht Geschwistern, dann sind da noch viele Neffen und Nichten, die inzwischen auch schon geheiratet haben. Als meine Mutter 1984 starb, hatte ich nicht genug Geld, um nach Hause zu fliegen. Jetzt konnten wir sparen und Geld für ärztliche Untersuchungen, Medikamente und Operationen schicken.

1992 reiste ich erstmals seit meiner Ankunft in der DDR wieder in den Senegal. Dort besuchte ich mein Heimatdorf und stand am Grab meiner Mutter. Der andere Grund war meine Promotion und eine mögliche Dozentenstelle in Dakar. Meine Doktorarbeit näherte sich dem Ende und ich wollte noch aktuelle Daten recherchieren. An der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften erkundigte ich mich bei meinem früheren Dozenten, der inzwischen Direktor geworden war, nach einer Stelle. Aber die anderen, mit denen ich damals in Dakar zu studieren begonnen hatte, waren auch nicht untätig gewesen und hatten zu Ende studiert und promoviert. Und so sagte er: „Es tut mir leid, ich hätte Sie gern hier gehabt, aber es ist in den nächsten fünf

Jahren nicht geplant, unser Personal aufzustocken.“ Ich dachte mir dann, ohne Arbeit mit Frau und zwei Kindern in den Senegal zurückkehren, das geht nicht. Da meine Frau als Lehrerin arbeitete und wir zumindest ein festes Einkommen hatten, war das der ausschlaggebende Grund, in Deutschland zu bleiben.

Rassismus

In der DDR habe ich hin und wieder Rassismus und Diskriminierung erlebt. Manchmal kam man nicht in den Studentenclub rein. Es hieß dann immer: „Es ist voll.“ Aber wenn man genauer schaute, dann waren es fast immer afrikanische Studierende, die nicht reingelassen wurden. Einmal, es war 1984, machten wir eine Exkursion nach Greifswald und wollten dort am Nachmittag im Ratskeller essen. Wie das damals so war, stellte man sich an und wurde platziert, wenn ein Tisch frei wurde. Wir waren zu dritt und wurden ignoriert. Menschen, die hinter uns standen, Deutsche, wurden an die Tische geleitet. Und wir warteten, warteten, warteten. Schließlich verlangte mein Kommilitone das Gästebuch und schrieb sinngemäß: „Wir sehen, dass wir tatsächlich diskriminiert werden. Unserer Meinung nach ist das kein Beitrag zur Stärkung des Sozialismus. Studentengruppe Senegal“. Nach der Wende wurden solche Vorfälle häufiger und der Rassismus offener. Es genügte allein die Tatsache, auf der Straße zu sein, um beleidigt zu werden. Oder der Taxifahrer sagte: „Ich bin schon reserviert“, obwohl das ersichtlich nicht der Fall war. Das war extrem. Der schlimmste Tag war der, als ich meine Promotion einreichte. Im Januar 1993. Ich war so glücklich, dass ich das alles hinter mich gebracht hatte. Gleich am Markt wurde ich von vier jungen Männern beleidigt und bedroht: „Du ver-

schwindest hier oder wir werden dich kaltmachen.“ Dann weiter in Richtung Bushaltestelle wurde ich wenige Minuten später nochmals verbal attackiert. Das wiederholte sich, als ich in Halle-Neustadt aus- und eine Gruppe Männer einstieg. Als ich zu Hause ankam, habe ich am ganzen Körper gezittert. Meine Frau tröstete mich, und ich dachte nur, die Leute hier haben wohl Freiheit mit Anarchie verwechselt.

Arbeit

Nach meiner Promotion fing ich an, mich auf verschiedene Stellen zu bewerben. Aber im Osten war das nicht sehr aussichtsreich. Dann ergab sich etwas in München, aber wir hätten hier zu viel aufgeben müssen. Inzwischen hatten wir ein Haus, meine Frau eine sichere Anstellung, die Kinder gingen hier zur Schule, sie hatten ihre und wir hatten unsere Freunde. Ich hätte pendeln und einmal im Monat meine Familie von München aus besuchen können. Aber wenn ich dann nach zwei oder drei Jahren die Stelle verloren hätte – was dann? München erschien uns einfach zu ungewiss.

Ich habe dann viel als Freiberufler, insbesondere als Dolmetscher und Lehrer in der berufsbezogenen Sprachförderung, gearbeitet. Mehr und mehr wuchs ich dann in die interkulturelle Projektarbeit hinein. Meine Kinder mussten schon früh Rassismuserfahrungen machen, weshalb ich bei den Projekten oft auch in Kindereinrichtungen unterwegs war, um Aufklärungsarbeit zu leisten. Man glaubt es nicht, wie gemein Kinder untereinander sein können. Allerdings gibt es in Hinblick auf

die interkulturelle Öffnung von pädagogischen Einrichtungen auch großen Nachholbedarf beim Personal. Heute bin ich Mitarbeiter im Landesnetzwerk Migrantenorganisationen Sachsen-Anhalt (LAMSA) e. V.

Zu Hause

Wenn man von zu Hause weggeht, muss man sehr vieles wegstecken. Trotz vieler Tiefschläge fühle ich mich nach all den Jahren inzwischen hier zu Hause. Die Mentalität in Sachsen-Anhalt ist mir sehr vertraut geworden. Ich fühle mich wohl und bin sehr zufrieden mit meinem Leben. Wir haben Freunde und Verwandtschaft und meine Frau hat ein weites Herz für die große Familie im Senegal. Selbstverständlich gibt es hin und wieder Meinungsverschiedenheiten, aber das ist menschlich. Ausschlaggebend ist, wie der Mensch mit seinen Mitmenschen umgeht. Wir alle sollten einander respektieren und respektvoll miteinander umgehen. Dann wäre das Leben leichter. Als die Kinder klein waren, haben sie oft unter rassistischen Beleidigungen gelitten. Heute sind sie erwachsen, sie gehen ihren eigenen Weg und sind richtige Persönlichkeiten geworden. Meine Tochter hat in Leipzig Französisch und Spanisch studiert. Heute lebt sie in Paris und arbeitet als Lehrerin an einem Gymnasium. Der Junge hat ein Medizinstudium in Berlin an der Charité absolviert und lebt heute in Liverpool, weil seine Partnerin eine Engländerin ist. Enkelkinder haben wir auch. Wenn meine Frau und ich Urlaub machen wollen, um unsere Familie zu besuchen, dann haben wir viele Urlaubsziele.



Ossi-Migrantin

Ich habe mich lange Zeit als Ossi-Migrantin bezeichnet. Seit ungefähr 25 Jahren arbeite ich hauptberuflich und im zivilgesellschaftlichen Engagement für die Interessen von Migrantinnen und Migranten. Ich bin Ansprechpartnerin in Fragen von Teilhabe, Antidiskriminierung und transkultureller Kommunikation und bin fest davon überzeugt, dass Netzwerkarbeit unbedingt zum Empowerment von Menschen beiträgt. Ossi-Migrantin sagte ich ganz bewusst, es war mein Wort, das sich an die Mehrheitsgesellschaft richtet und ausdrückt: Ihr differenziert zu wenig. Ihr habt keine Ahnung, was im Osten passiert ist. Die ostdeutsche Migrationsgeschichte ist eine andere als die westdeutsche. Viele Erfahrungen decken sich ganz und gar nicht mit jenen, die in Düsseldorf, Köln oder Hamburg und Westberlin gemacht wurden. Mehr als 30 Jahre nach Mauerfall und Wiedervereinigung ist es längst fällig, diese Zäsuren aus „ossi“-migrantischer Perspektive zu erzählen.

Ankunft als Diplomatenkind

Zu DDR-Zeiten waren Migration und Migrantinnen keine Begriffe für uns, wir waren Ausländer. Im Winter 1985 sind meine Familie und ich von Kabul aus nach Ostberlin gekommen – meine Mutter Jamila Badakhshi, meine drei Brüder und ich. Meine Mutter war alleinerziehend, da mein Vater früh verstorben war. In diesem Winter war ich elf Jahre und wir landeten in Schönefeld. Überall waren Lichter, das ist meine erste Erinnerung. Der Flughafen Schönefeld ist wahrscheinlich ein gemeinsamer Erinnerungsort vieler Ausländer, die damals in die DDR kamen. Meine Mutter arbeitete in Afghanistan als Ökonomin in einer leitenden Position im Handelsministerium und wurde von dort als diplomatische Vertretung und Handelsattaché an die afghanische Botschaft in Ostberlin bestellt.

Aus heutiger Sicht bin ich als privilegierte Tochter einer Diplomatin auf einem sehr geplanten und sicheren Weg in Schöne-

feld gelandet. Es wäre vermessen, würde ich meine Erfahrungen mit den Migrationserfahrungen von zum Beispiel geflüchteten Frauen und Mädchen der 1990er Jahre vergleichen wollen. Ich möchte einfach die Differenz, die Differenzierung benennen: Migration ist nicht gleich Migration. Es ist sehr entscheidend, zu welcher Zeit man diese Erfahrung macht, auf welchem Weg und mit welchen Menschen. Und vor allem, unter welchen rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen sie durchlebt wird.

Aber damals war das kein Thema für mich. Ich war elf und sehr aufgeregt, in die Deutsche Demokratische Republik zu kommen – in ein sogenanntes sozialistisches Bruderland. Mein Bruder besuchte damals in Kabul die sehr angesehene Amanischule oder „deutsche Schule“, an der auch Lehrer aus Deutschland unterrichteten. Er lernte Deutsch und deshalb spielte diese Sprache in unserer Familie eine gewisse, wenn auch kleine Rolle. Wir haben zu Hause aus Spaß mit deutschen Wörtern um uns geworfen. Es war deshalb kein Schock für mich, zum ersten Mal Deutsch in der DDR zu hören, auch wenn ich die Sprache noch nicht konnte. In Ostberlin gab es verschiedene Stadtteile, in denen das diplomatische Personal aus sehr vielen Ländern vorrangig untergebracht war. Ich vermute, eine freie Wohnortwahl gab es nicht. Das war insofern nicht tragisch, weil die Wohnungen alle in Ordnung waren. Wir landeten in Pankow. Dort gab es ein Viertel, in dem sehr viele Diplomatinen und Diplomaten mit ihren Familien wohnten, aber auch sehr viele andere Menschen, die international lebten und arbeiteten. Das hat mein Bild von Ausländern geprägt, nicht das heute eher dominierende Bild von Vertragsarbeiterinnen in der DDR. Pankow war migrantisch sehr gemischt und das prägte unser Leben.

In Berlin besuchte ich schon kurz nach unserer Ankunft eine Schule für ausländische Kinder. In diese Schule gingen alle

Kinder, die erst noch Deutsch lernen mussten, bevor sie eingeschult wurden. Vom Winter bis zum Sommer war ich dort. Zwar konnte ich dann immer noch nicht richtig Deutsch, aber zum Herbst wurden wir regulär, entsprechend den Klassen, die wir verlassen hatten, eingeschult. Da ich in Kabul sehr früh mit dem Schulbesuch begonnen hatte, schloss ich mit elf Jahren bereits die siebte Klasse ab und kam nun im Herbst 1986 als 12-Jährige in die achte Klasse der Polytechnischen Oberschule in der Thulestraße in Pankow.

Erste Jahre in Pankow

Als Heranwachsende habe ich keine Ausgrenzung wahrgenommen. Heute würde ich sagen, das ist doch passiert, nur habe ich das als Kind weder gesehen, noch hätte ich es einordnen können. Das ist ja oft der Fall. Ich hatte eine sehr schöne Schulzeit, die für mich sehr einprägsam war. In der Klasse wurde ich herzlich aufgenommen und wir haben bis zum Abschluss der 10. Klasse gemeinsam gelernt. In dieser Zeit habe ich wichtige Freundschaften geschlossen, die bis heute mein Zugehörigkeitsgefühl zu Berlin, zu dieser Schule ausmachen. Noch heute treffe ich liebe Freundinnen aus jener Zeit, es haben sich mit den Jahren auch familiäre Bindungen ergeben. Inzwischen haben wir verschiedentlich Klassentreffen organisiert, zu denen viele Ehemalige gekommen sind. Die Schule ist somit noch immer Teil meines Lebens und ich verbinde positive Erinnerungen daran.

Nach drei Jahren Aufenthalt als Diplomatin in der DDR hätte meine Mutter eigentlich in ein anderes Land versetzt werden sollen – dieser turnusmäßige Wechsel war gewissermaßen das Schicksal von Diplomatenfamilien. Doch sie meinte, ihre Kinder

seien hier inzwischen so gut angekommen, dass wir als Familie in der DDR bleiben sollten. Als ausgebildete Ökonomin erhielt sie eine Arbeitsstelle an der Universität Jena. Wir Kinder fanden das gut, wollten aber nicht aus Berlin weg. Jena galt damals nicht als angesagter Ort und in Pankow fühlten wir uns einfach wohl. Hier spielte sich unser Alltag ab. Nach der Schule hatten wir immer Besuch. Eine Freundin, eine Tante oder einfach Leute aus der Nachbarschaft – irgendwer war immer da, weshalb ich oft mehrmals am Nachmittag einkaufen musste. Noch mehr als das Häusliche prägte unseren Alltag, dass sich in unserem Viertel sehr viel auf der Straße abspielte. Hier fand das öffentliche Leben statt und die Kinder und Jugendlichen bewegten sich viel mehr auf den Spiel- und Sportplätzen, als das heute der Fall ist. Vielleicht war damals die Identifikation mit dem eigenen Wohnviertel stärker, zumindest fühlten wir uns zugehörig und als etwas Gemeinsames. Wir kamen von den Philippinen, aus Indonesien, Jemen, Afghanistan, Iran, Türkei, Algerien, Chile und aus den europäischen Ländern sowieso. Wenn ich jetzt zurückdenke, kann ich nur sagen „Wahnsinn“, die Welt war in Pankow. Am Ende war es dann so, dass meine zwei älteren Brüder, die inzwischen Abitur gemacht hatten und studieren wollten, in Berlin bleiben durften. Ich zog mit meiner Mutter und dem jüngeren Bruder nach Jena, was meine Ostsozialisation noch einmal auf andere Art geprägt hat.

Wendejahre in Jena

In Jena kam ich dann im September 1989 auf die Erweiterte Oberschule, um in zwei Jahren das Abitur zu machen. In das Klassenkollektiv, damals der übliche Ausdruck für eine Klasse, lebte ich mich schnell und gut ein, verstand mich mit den Leh-

rerinnen und Lehrern und fand Freundinnen und Freunde. In dieser Zeit fiel die Mauer und die beiden deutschen Staaten wurden wiedervereint. Ich glaube, ich habe erst tagsüber in der Schule von der Öffnung der Mauer gehört. Diesen emotionalen Moment, den damals wahrscheinlich sehr viele Ostdeutsche empfanden, habe ich nicht gespürt. Wir waren Diplomatenkinder, die jederzeit in den Westen konnten; die ostdeutsche Sehnsucht nach Reisefreiheit war uns verständlich, doch wir teilten sie nicht.

Interessanterweise bin ich während unserer Berliner Jahre nur zwei- oder dreimal in Westberlin gewesen. Wenn man weiß, dass es die Reisemöglichkeit gibt, nutzt man sie wohl weniger, denn die Möglichkeit bleibt ja erhalten. Welche Auswirkungen der Mauerfall haben würde, war mir damals nicht klar. Es waren einfach unruhige Zeiten. Mit der Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 begann für uns als Ausländer eine Phase der Unsicherheit. Die Frage, die sich wohl alle Ausländerinnen und Ausländer im Osten stellten, war: Was wird aus uns? Was wird aus dem Arbeitsaufenthalt, was aus dem Studienaufenthalt oder eben, was wird aus dem diplomatischen Aufenthalt? Natürlich, wir waren privilegiert, aber das Damoklesschwert hing über uns. Bei meiner Mutter führte diese Unsicherheit zu einer Panikreaktion. Mitten im zwölften Schuljahr und vor dem Abitur nahm sie mich von der Schule und verließ mit mir und meinem jüngeren Bruder fluchtartig das Land. Für eine Weile lebten wir bei meinem Onkel in Paris. Eine Rückkehr nach Kabul stellte definitiv keine Option für meine Mutter dar. Irgendwie wendete sich alles zum Guten und wir kehrten von Paris nach Jena zurück. Dort legte ich im Sommer 1991 mein Abitur ab. Während meine Familie nach Berlin zurückging, blieb ich in Jena und begann an der Friedrich-Schiller-Universität ein Studium. Ich

studierte regulär und legte im Magisterstudiengang mit dem Hauptfach Kunstgeschichte und den Nebenfächern Romanistik und Archäologie meine Zwischenprüfung ab.

In diesen Wendejahren 89, 90, 91 begann ich mich zu politisieren. Einerseits habe ich das große Ganze dieser Wendezeit damals wohl nicht richtig verstanden. Auf einmal gab es meine DDR nicht mehr, war das System einfach weg. Andererseits begann ich mich mit Aspekten von Ausländerin-Sein zu beschäftigen. Das Eine-Welt-Haus in Jena entstand im Sommer 1990. Hier lernte ich eine interessante Gruppe von Menschen kennen. Wir machten einander auf Themen aufmerksam und führten sehr viele gute Diskussionen. Die Menschen hatten Bezüge zu lateinamerikanischen, vielen afrikanischen und asiatischen Ländern. Ein solches Umfeld kannte ich aus meiner Schule nicht. Dort waren wir fast immer die einzigen Ausländerinnen und Ausländer. Das Eine-Welt-Haus hingegen eröffnete mir eine neue Welt, die mich in meinem Engagement bis heute prägt. Wir haben thematische Abende veranstaltet und zum Beispiel mit Amnesty International zusammengearbeitet. Dass der Menschenrechtsgedanke als Grundlage jeglicher Arbeit in der Bildung und sozialen Arbeit gilt, hat sich mir hierüber sehr eingepreßt. Und natürlich, dass wir immer wieder aufs Neue um Menschen- und Frauenrechte weltweit kämpfen müssen. Diese Themen beschäftigen mich bis heute.

Leipziger Aufbrüche

Nach meiner Zwischenprüfung ging ich mit einem Erasmus-Stipendium für ein Semester nach Lyon. Danach studierte ich weiter in Berlin, um meinen Magister abzuschließen. Doch lernte ich in dieser Zeit meinen Mann kennen, der allerdings in Dres-

den lebte. Wir entschieden uns, einen neuen gemeinsamen Ort zu suchen, und dieser wurde dann Leipzig. Hier habe ich 1997 meinen Magister erlangt. Bereits in Lyon war mir klar geworden, dass ich komplett das Falsche studiere. Von heute aus betrachtet, habe ich ganz klassisch europäische Kunstgeschichte studiert, ich hatte aber gar keinen Bezug zu dieser Geschichte. So zog ich das Studium in Leipzig einfach durch, um einen Abschluss zu haben, und habe nie in diesem Bereich gearbeitet.

Doch gründete ich in dieser Zeit meinen ersten Verein. Er hieß OXUSS e. V. und war ein deutsch-afghanischer Akademikerinnen-Verein. Wir haben an der Universität und mit der städtischen Gesellschaft in Leipzig Lesungen, Musik, Kunst und Kultur präsentiert, und es ist uns tatsächlich gelungen, die afghanischen Studentinnen in Leipzig untereinander zu vernetzen. Das waren meine ersten Schritte ins Vereinsleben, ins professionellere zivilgesellschaftliche Engagement.

Mit der Gründung von ZEOK, dem Zentrum für Europäische und Orientalische Kultur (ZEOK) e. V., im Jahr 2004, begann meine eigentliche Berufsbiographie. In den 1990er Jahren waren es die sogenannten Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, die gerade auch im kulturellen Bereich wichtige Instrumente darstellten, um die Zivilgesellschaft zumindest zeitweise zu stärken. Auf diese Weise kam ich nach dem Studium zu meiner ersten Stelle. Ich habe mich dann sehr schnell auf die bildungspolitische und transkulturelle Bildungsarbeit konzentriert. Es galt, einfach zu schauen: Mit welchen Ansätzen wird gearbeitet? Was kann ich davon umsetzen? Meine ersten Konzeptionen habe ich im Grunde als One-Woman-Show im ZEOK-Büro aus dem Boden gestampft. Hieraus hat sich später meine aktive Referentinnen- und Trainerinnentätigkeit entwickelt. Ich bin auf die Schulen und die Kindertagesstätten in den Leipziger Stadtteilen zuge-

gangen, in denen die meisten Migrantinnen und Migranten lebten, und habe meine Projekte umgesetzt. Hier habe ich die ganzen Bereiche von sichtbarer und unsichtbarer Diskriminierung, von Rassismus und Benachteiligung erfahren. Aber eben auch das Bemühen der meisten Einrichtungen, vieles richtig machen. Heute arbeitet ZEOK e. V., dessen Vorstandsvorsitzende ich bin, unter anderem als eine von drei Organisationen im Kompetenznetzwerk Islam- und Muslimfeindlichkeit im Bundesprogramm „Demokratie leben“.

Diskriminierungsfrage

Was und wie deute ich aus dem Heute die Vergangenheit? Was fällt mir überhaupt ein? Was verdrängt das Gehirn, was nicht? Natürlich ließen sich aus dem Heute Momente festmachen. Sicherlich gab es institutionalisierte Diskriminierung in der DDR. Aber damals habe ich das so nicht gesehen. Vielleicht habe ich es ignoriert oder inzwischen vergessen oder es ist einfach nichts passiert – ich habe keine Erinnerungen daran. Aber es gab Rassismus. Denn wir hörten von Überfällen an Haltestellen, von Baseballschlägern und Tötungsdelikten. In anderen Gegenden muss also Schlimmes geschehen sein. Aber es war überhaupt nicht unsere Welt. Diskriminierung oder Rassismus haben mich nicht geprägt und konnten mich deshalb zum Glück nicht verletzen.

Aber was mir und meinem Bruder sehr, sehr bewusst war: dass wir, neben ein paar europäischen, die einzigen nichteuropäischen Ausländer und Ausländerinnen an der Schule waren. Die aus Europa wurden aber nicht, so wie heute auch, als solche gesehen. Mein Bruder und ich waren die Menschen, die von der Mehrheit anders aufgenommen und wahrgenommen

wurden. Wir mussten neugierige Fragen beantworten und Erklärungen für eine Welt liefern, die allerdings auch nicht unsere war. Als Kind hat man das hingenommen und nicht weiter darüber nachgedacht. Es war einfach ein diffuses Gefühl des Fremdseins. Zudem war ich über meine Schulfreundinnen, die ich bei ihnen zu Hause besuchte, regelmäßiger Gast in deren Familien und wurde zu allen Familienfeiern eingeladen. Das hat sehr selbstverständlich stattgefunden, und diese Freundschaften haben mich getragen. Mir ging es einfach gut. Andererseits wussten die ausländischen Diplomatinen und Studenten, dass sie eine Sondergruppe innerhalb der ostdeutschen Gesellschaft waren, und das stärkte ihren Zusammenhalt. Natürlich pflegten sie Freundschaften zu Ostdeutschen, aber bei kulturellen Festen oder religiösen Feiertagen blieben viele doch unter sich.

Wir hatten zu Hause sehr selten Besuch von Deutschen. Es fand andersherum statt. Ich besuchte meine deutschen Freunde und Freundinnen, und ich glaube, das taten die anderen aus unserem Viertel genauso. Vielleicht hatte es etwas damit zu tun, dass wir unsichtbar sein wollten oder sein sollten – ich weiß es nicht. Zumindest haben wir uns in Ostberlin in sehr begrenzten Räumen bewegt. Wir sind nicht viel aus Pankow rausgekommen oder waren in solchen Stadtteilen unterwegs, wo es ebenfalls einen hohen Ausländeranteil gab. Wir hätten ja zum Beispiel zum Müggelsee fahren können. Geld und Zeit waren vorhanden. Aber es war nicht üblich, das machte man nicht. Rückblickend würde ich sagen, dass unsere Lebenswelten von denen der Mehrheit separiert waren, so als ob es da unsichtbare Mauern gegeben hätte. Für mich persönlich galt das nicht. Mit meinen deutschen Freunden bewegte ich mich ganz normal in deren Lebenswelten. Aber für die meisten? Ich glaube nicht. Ich glaube, viele von uns fanden das nicht in Ordnung.

Dabei gab es gar keine offiziellen Verbote. Wahrscheinlich waren es unausgesprochene soziale und gesellschaftliche Codes, die Ausländerinnen und Ausländer von der Mehrheit trennten. Hier könnte es Überschneidungen mit den Erfahrungen der Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeiter geben. Im Grunde ist der Vergleich unzulässig, aber vielleicht bilden diese Mauern, mal sichtbarer und mal unsichtbar, eine Gemeinsamkeit von ausländischen Gruppen in der DDR.

Heimat

Zwar bezeichnete ich mich bewusst als Ossi-Migrantin, doch mit Heimat hat das gar nichts zu tun. Heimat ist kein Wort, keine Kategorie, das ich spreche, mit der ich arbeite. Natürlich habe ich mich mit diesem Begriff auf mehreren Ebenen aus-

einandergesetzt und weiß, dass jede und jeder etwas anderes damit verbindet. Es gibt keinen einheitlichen Zugang zu dem Begriff und er wird immer dynamisch und veränderbar sein. Für mich ist Heimat keine Kategorie, sie ist irrelevant. Da, wo meine Familie oder meine Kinder sind, da, wo ich bin und mich wohlfühle – das ist mein Zuhause. Zuhause-Sein ist für mich wesentlich griffiger als der Heimat-Begriff. Der Westen ist nicht meine Welt und wird es auch nicht werden. Denn ich bin dort nicht aufgewachsen und habe mich bewusst entschieden, hier im Osten, in Leipzig, zu bleiben. Mit Ossi-Migrantin meinte ich, wir haben als Migrantinnen und Migranten unsere eigene ostdeutsche Geschichte. Das ist weder besonders politisch oder gar emanzipatorisch gemeint, sondern bezeichnet tatsächliche Unterschiede. Diese Unterschiede müssen gesehen, erforscht, erzählt und dürfen nicht vergessen werden.



DDR-Bilder

Ich wurde in Maputo, der Hauptstadt von Mosambik, geboren. Von der DDR wussten wir aus dem Fernsehen. Das war politisch so gewollt. Der Jugend sollten sozialistische Länder und das Leben dort vermittelt werden. Es gab auch Jugendfilme aus der DDR, um das Land kennenzulernen. Wir wussten, dass die DDR ein Industriestaat war, ein gutes Gesundheitssystem besaß und es an Nahrungsmitteln nicht mangelte. Auch erzählten Vertragsarbeiter, die aus der DDR zurückkamen, von diesem Land. Manches war reine Flunkerei, zum Beispiel, dass man das Bier aus dem Wasserhahn zapfen könne. Wir sahen das Schöne, bei uns herrschten Hunger und Bürgerkrieg. Ich war in einem Alter, in dem ich zur Armee hätte eingezogen werden sollen. Weder verstand ich den Sinn des Krieges, noch wollte ich Opfer dieses Krieges werden. Ich wollte raus aus dem Land, die DDR schien mir eine Verheißung. So wurde ich 19-jährig Vertragsarbeiter, mit dem Ziel, vier Jahre in der DDR zu arbeiten und dort eine Ausbildung zum Tischler zu machen.

Niesky/Lausitz

Im November 1986 kam ich mit einer Gruppe von circa 50 Männern auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld an. Von dort fuhren wir mit dem Bus nach Niesky in der Lausitz. Im dortigen Waggonbaukombinat, das damals so um die 1.000 Werktätige hatte, sollten wir arbeiten. Wir waren in Arbeiterwohnheimen untergebracht und wurden im Betrieb auf die verschiedenen Gewerke verteilt. Ich hatte einen dreimonatigen Sprachkurs, danach fanden Fach- und Sprachausbildung statt. Ich arbeitete und lernte gleichzeitig.

Niesky war eine Kleinstadt in der Nähe zur polnischen Grenze und hatte außer ein paar Jugendclubs und Gaststätten nicht viel zu bieten. In unserer Freizeit haben wir viel Sport getrieben. In Maputo spielte ich Basketball und arbeitete auch als Trainer. Leider haben wir in Niesky keine Basketball-Mannschaft zusammenbekommen. Vereinzelt gab es gute Kontakte zur ein-

heimischen Bevölkerung, zum Beispiel zu den Kollegen, mit denen man unmittelbar zusammenarbeitete. Mein Ausbilder, der bei sich zu Hause noch eine kleine Tischlerwerkstatt betrieb, brachte mir sehr vieles bei und führte mich auch in seine Familie ein. Manchmal trafen wir uns draußen auch mit ein paar deutschen Jugendlichen. Aber gewollt war das alles nicht. Die Begegnungen mit den Einheimischen waren wirklich schwierig. Von Ausländerfeindlichkeit hatte ich gehört, wusste aber nicht, wie sie sich im Alltag manifestiert. Lief man den Gehweg entlang, wechselten die Leute die Straßenseite. Es gab Pöbeleien und Beschimpfungen. Vor Angriffen wurden wir nicht richtig geschützt, sodass es zu Streitereien, auch Schlägereien kam. Überall spürten wir die Ablehnung und so beschloss die Kombiatsleitung, unsere Gruppe aufzulösen und auf andere Städte in der DDR zu verteilen. Nach anderthalb Jahren verließen wir Niesky. Ich selbst hatte das Glück, in Halle zu landen.

Halle – Wendezeit

Im Mai 1988 begann ich in Halle im Waggonbau Ammendorf zu arbeiten und setzte meine Ausbildung fort. Auch hier lebten wir in Arbeiterwohnheimen. In meiner Freizeit ging ich spazieren oder am Abend in die Disko. Im Vergleich zu Niesky war Halle eine Befreiung. Die Menschen hier in der Stadt waren offen und viel toleranter gegenüber Ausländern. Vielleicht lag das daran, dass in Halle als Universitätsstadt schon immer viele internationale Studierende lebten. Jedenfalls war die Akzeptanz größer und ich konnte mich ganz anders in dieser Stadt bewegen.

Die Demonstrationen 1989 habe ich beobachtet. In unseren Verträgen war vereinbart, dass wir uns als Vertragsarbeiter nicht an solchen Aktivitäten beteiligen dürfen. Deshalb blieb ich

fern. Am 9. November war ich im Wohnheim und wir verfolgten die Ereignisse und das Geschehen am Fernseher. Zuallererst waren da bei mir der Schock, die Angst und die Unsicherheit, was der nächste Tag bringen würde. Würden unsere Verträge weiterbestehen? Wer würde darüber entscheiden und wie? Am nächsten Tag war Halle dieselbe Stadt, aber politisch hatte sich alles geändert. Als sich die Hallenserinnen und Hallenser ihr Begrüßungsgeld abholten, fühlten wir uns als totale Außenseiter. Die 100 D-Mark richteten sich an die Deutschen in der DDR. Bald darauf regelten die Regierungen unsere Rückkehr nach Mosambik. Aber meine vereinbarten vier Jahre Vertragsarbeit waren noch nicht um und der Waggonbau, ein großer und traditionsreicher Betrieb, wurde nicht geschlossen, sondern produzierte weiter.

Im November 1990 lief dann mein Vertrag aus und ich stand auf der Liste für die Rückkehrer. Doch es gab einen Heimleiter, der sich für mich und zwei andere einsetzte. Ich weiß nicht, was er alles unternommen hat, aber er erreichte einen Aufschub und mir wurde erst im Mai 1991 gekündigt. Damit war ich länger als die vereinbarten vier Jahre in Deutschland und durfte bleiben.

Halle – Arbeiten und Lernen

Nach der Kündigung war ich arbeitslos. Tischler wurden nicht gebraucht, und ich überlegte, was ich tun könnte, um mein Leben selbst zu gestalten. Das Arbeitsamt vermittelte mir eine einjährige Umschulung zum Schweißer, aber in diesem Beruf habe ich nicht gearbeitet. Dann arbeitete ich vier Jahre in einem Bauunternehmen. In dieser Zeit heiratete ich 1992 und holte meinen erweiterten Realschulabschluss an der Abendschule

nach, weil mein Schulabschluss aus Mosambik nicht als vollwertig anerkannt wurde. Daran schloss ich eine zweijährige Ausbildung zum Bautechniker an. Ich wollte im Baubereich arbeiten und mich irgendwann in Richtung Ingenieurwesen qualifizieren. Aber es gab eine Krise in der Branche, ich wurde entlassen und musste mich neu orientieren.

Einer Beraterin vom Arbeitsamt fiel mein Abschluss als Tischler auf und fragte mich, ob ich mir vorstellen könne, mit benachteiligten Jugendlichen zu arbeiten, um ihnen handwerkliche Kenntnisse zu vermitteln. Das konnte ich und absolvierte einen sechsmonatigen Kurs für die Ausbilder-Eignung. Seitdem arbeitete ich im Bildungsbereich für unterschiedliche freie Bildungsträger in der Stadt. Ich habe Jugendliche in verschiedenen Bereichen ausgebildet und immer, wenn mir eine Qualifikation fehlte, bildete ich mich in Kursen weiter. In der Jugendwerkstatt „Frohe Zukunft“, einem gemeinnützigen Verein und großen Anbieter für benachteiligte Kinder, Jugendliche und Erwachsene, habe ich viele Jahre als pädagogischer Mitarbeiter gearbeitet. Mit meinem handwerklichen Wissen und Können betreute ich Jugendliche, die versuchten, ihren Hauptschulabschluss nachzuholen. Eher sozial orientiert, begleitete ich junge Menschen in ihrem Schulalltag, um sie zu motivieren, einen Abschluss zu schaffen, organisierte Praktika und, wenn möglich, einen Ausbildungsplatz für sie. Mit Langzeitarbeitslosen habe ich im Garten- und Landschaftsbau gearbeitet und versuchte, ihnen in ihren sehr verschiedenen Problemlagen zu helfen. Für Berufsschullehrerinnen und -lehrer konzipierten und organisierten wir Weiterbildungen zu Fragen von interkultureller Kompetenz und Öffnung, weil es hier einen deutlichen Nachholbedarf gab und gibt. Aus alledem ergab sich für mich die Möglichkeit, ein berufsbegleitendes Studium zu absolvieren. Im Fernstudium stu-

dierte ich Soziale Arbeit, was ich 2015 abschloss. Heute arbeite ich bei einem gemeinnützigen Verein und freien Träger der Jugendhilfe. Ich bin Hortleiter und trage die Verantwortung für 22 Kolleginnen und Kollegen.

Engagiert

Als ich mit benachteiligten Jugendlichen zu arbeiten anfang, war ich nur wenige Jahre älter als sie. Womöglich war das für mich ein Vorteil. Es ist mir danach immer leichtgefallen, einen Draht zu den Jugendlichen herzustellen, egal ob sie Lernschwierigkeiten, soziale Probleme in der Schule hatten oder aus schwierigen familiären Verhältnissen kamen. Vielleicht lag es auch daran, dass wir irgendwie das gleiche Schicksal teilten. Sie waren in der Gesellschaft benachteiligt und konnten sehen, dass ich aufgrund meiner Herkunft ebenfalls benachteiligt war. Einige von ihnen hegten mir gegenüber viele Vorurteile. Das war nicht immer einfach, aber sie merkten auch, dass ich ihnen wirklich etwas beibringen wollte und konnte. Ich habe ihnen Mut gemacht, ihnen gesagt, dass sie auch wichtig sind und nicht weniger wert als andere. Und ich habe ihnen gesagt, dass ich sie so akzeptiere, wie sie sind. Was ich ihnen beibringen konnte, tat ich auf Augenhöhe, vielleicht klappte und klappt es deshalb mit dem Miteinander.

Nach der Wiedervereinigung überlegte ich kurz, mich in die Kommunalpolitik einzumischen. Aber ich bin kein guter Rhetoriker, deshalb ließ ich die Überlegung wieder fallen. Ansonsten bin ich ein politisch engagierter Mensch. Veränderungen kommen nicht von allein, da muss man agieren. Ich habe in vielen migrantischen Vereinen, die gegründet wurden, mitgearbeitet. Von Anfang an unterstützte ich das Eine-Welt-Haus,

war in kirchlichen Begegnungsstätten zugegen, um die kulturelle Öffnung voranzutreiben. 1993 stimmte ich dafür, die „Interkulturelle Woche“, die im Westen schon lange etabliert war, auch nach Halle zu holen. Ich bin dafür eingetreten, dass wir ein Teil dieser Gesellschaft sind. Wann immer man meine Stimme braucht, um Interessen von Migrantinnen und Migranten zu forcieren, bin ich dabei.

Osten, Westen

Irgendwann nach dem Mauerfall war ich auch im Westen, in Westberlin, genauer im Zoologischer Garten. Die Bilder, die ich in Mosambik von der DDR hatte, waren vermischt. Da flossen kapitalistische und sozialistische Momente zusammen. Jetzt konnte ich genauer schauen – es waren zwei sehr verschiedene Welten. Der Gedanke war da, in den Westen überzusiedeln, die Möglichkeit aber nicht. Zunächst hatten wir keinen gültigen Pass und nach der Wiedervereinigung kam der Kapitalismus in den Osten. Der Kapitalismus, mit dem ich immer ein wenig geliebäugelt hatte, war nun da. Aber ich bekam auch mit, dass die Regierung unter Helmut Kohl nichts mit uns anzufangen wusste. Wozu sollte ich ins Unbekannte gehen und wieder von vorn beginnen? In Halle hatte ich schon ein paar Wurzeln geschlagen, und so sagte ich mir, ich bleibe hier. Mosambik ist ein ostafrikanischer Staat, die DDR war ein ostdeutscher Staat. Ich bin zweimal Ossi.

Die Lebensweise der Ost- und der Westdeutschen ist nach wie vor verschieden, das beginnt schon bei den Löhnen und Gehältern und äußert sich in der Art des Auftretens. Im Westen zeigt man, was man hat, und man zeigt es schnell, wenn man es hat. Im Osten hat man vielleicht etwas, aber das muss man

nicht zeigen. Es braucht bestimmt noch Zeit, bis die verschiedenen Lebensweisen verstanden und die existierenden Vorurteile gegenüber dem Osten bzw. gegenüber dem Westen abgebaut werden.

Heimat

Heimat kann man so oder so bezeichnen. Heimat ist für mich da, wo ich geboren wurde, wo meine Wurzeln sind, wo meine Eltern, Onkel, Verwandtschaft sind. Aber Heimat ist für mich auch ein Ort, wo ich leben kann, wo ich mich sicher fühle. Was nützt mir die Heimat, in der ich geboren wurde, wenn dort die Bedingungen so schlecht sind, dass ich kaum leben, geschweige denn mich entwickeln oder entfalten kann? Was nützt mir die Heimat, in der ich geboren wurde, wenn dort kein Frieden herrscht? Hier ist der Ort, wo ich lernen konnte, wo ich erwachsen wurde, wo ich die Liebe kennengelernt habe. Hier fühle ich mich mehr sozialisiert als dort. Hier fühle ich mich wohl und sicherer. Dieses Land bezeichne ich als meine zweite Heimat.

Ratschlag fürs Hierbleiben

Den Menschen, die kommen, um zu bleiben, kann ich nur sagen: In Deutschland gibt es die Möglichkeit, fast alles zu werden, was man werden möchte. Die Bedingungen sind da, man muss sie nur zu nutzen wissen. Die Möglichkeiten sind heute ganz andere als damals. Das beginnt schon beim Sprachkurs und anderen staatlichen Unterstützungen. Das gab es bei uns in der Form nicht. Wir mussten bei Null anfangen. Heute ist es wie ein Geschenk, und ich kann nur raten, sich dafür zunächst

zu bedanken, hier zu sein. Natürlich bekommt man hier nichts geschenkt. Aber es gibt Möglichkeiten zu kämpfen und weiterzukämpfen, um seinen Traum zu verwirklichen. Auch kann ich jedem raten: Wer kommt, sollte die Dinge schätzen, die möglich sind. Es gibt eine Unterkunft, es gibt Verpflegung und es gibt die Möglichkeit, etwas zu lernen. Das kommt nicht von ungefähr. Zu unserer Zeit haben wir begonnen, uns viele Sachen zu erkämpfen, die nun staatlich verankert sind. Dieser Staat stellt Hilfen zur Verfügung.

Deutschland hat ein großes Herz, es sind hier nicht alle Rassisten. Die gibt es auch, aber man kann nicht verallgemeinern. Wer laut Rassismus schreit, dem sage ich, Rassismus gibt

es überall. Und ich frage ihn, wo genau ist dein Problem, wo könnte die Lösung sein? Ich rate, vor dem Meckern einfach einmal nachzudenken. Es ist nicht alles gut, aber man macht es nicht besser, wenn man nicht selbst nach Lösungen schaut. Jungen Menschen rate ich, sich an die Spielregeln zu halten und zu schauen, wo man eine gute Ausbildung finden kann. Mit einer Ausbildung legt man in Deutschland das Fundament für ein selbstbestimmtes Leben, das viele Türen öffnen kann. Dass ich heute hier stehe, habe ich nicht geschenkt bekommen. Ich habe gekämpft und viel Hilfe und Unterstützung von einigen Menschen erhalten, die immer mit Ratschlägen an meiner Seite standen. Diesen Menschen bin ich sehr dankbar.



Nordhausen – Ankommen und Vorbereitung auf das Studium

In Vietnam habe ich 1985 Abitur gemacht und an der Hochschule für Forstwissenschaft mein Studium begonnen. Wegen meiner guten Leistungen hatte ich das Glück, ein Auslandsstipendium zu erhalten. So kam ich im Sommer 1987 in die DDR. Wir waren eine Gruppe von ungefähr 80 Studentinnen und Studenten, die über Moskau kommend auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld landeten. Ich kann mich noch an den Tag erinnern. Es war der 27. August, ein schöner und warmer Tag. Vom Flughafen aus wurde unsere Gruppe auf verschiedene Orte wie Berlin, Halle, Leipzig, Wismar oder Glauchau verteilt. Wir wurden von einem Angestellten der vietnamesischen Botschaft empfangen und sollten nach Nordhausen in Thüringen. Er hatte für uns, ein weiteres Mädchen und zwei Jungs, die Fahrkarten organisiert. Für die Fahrt nach Nordhausen erhielt ich von ihm fünf Mark. Dieses erste Geld werde ich nicht vergessen, ich empfand es

als sehr großzügig. Was ich auch nicht vergessen werde, waren die vielen Autos und dass die meisten von ihnen Trabbis waren.

Die Zugfahrt nach Nordhausen war schön und schnell. In Vietnam fuhren die Züge viel langsamer. Am Bahnhof wurden wir abgeholt und ins Internat gebracht. Für uns war alles vorbereitet. Die Zimmer waren sehr sauber, auf dem Tisch standen Blumen, die Bettwäsche war frisch. Am nächsten Tag entdeckten wir den Garten vom Internat. Es gab Rosen, viele andere Blumen und Äpfel- und Birnenbäume, von deren Früchten wir gegessen haben. Mit der Ankunft und der ersten Zeit in Nordhausen verbinde ich nur schöne Erinnerungen. Vietnam war ein armes Land und wir hatten dort nicht viel. Hier teilte ich mir mit anderen ein schönes Zimmer, in der Mensa bekamen wir Essen, hatten Frühstück, Mittagessen und Abendbrot. Das Essen war deutsches Essen, aber es schmeckte mir.

In Nordhausen wurden wir an der Hochschule für Agrarwissenschaft auf unser Hochschulstudium in der DDR vorbereitet. Zwei sollten in Leipzig Agrarwissenschaft studieren und zwei Forstwissenschaft in Tharandt. Neben dem Deutschunterricht lernten wir auch in Mathematik, Physik, Chemie und Landeskunde. Heute nennt man diese Vorbereitung für ausländische Studierende Studienkolleg. Nach acht Monaten war der Kurs zu Ende. Im Sommer 1988 kamen wir an die Technische Universität Dresden und zogen ins Internat nach Tharandt.

Studium und Wendezeit in Tharandt und Dresden

Die Ausbildungsstätte in Tharandt hat eine lange Tradition für die Forstwissenschaft weltweit und gehört zur Universität Dresden. In der Seminargruppe waren wir mit deutschen Studierenden zusammen. Meine Betreuerin, die mich unterstützte, war eine deutsche Studentin aus meiner Seminargruppe. Am Vormittag gab es Vorlesungen, am Nachmittag fanden die Seminare statt. Das war eine gute Zeit. Wir unterhielten uns in deutscher Sprache und wohnten zu viert in einem Zimmer mit Etagenbetten. Küche und Toiletten befanden sich draußen auf dem Flur. Am Wochenende fuhren die deutschen Studenten nach Hause und wir ausländischen Studenten hatten das Internat für uns allein. Am Sonntagabend kamen die deutschen Studenten zurück und dann begann eine neue Woche.

Wir haben auch viele Exkursionen in den Wald gemacht. Manchmal arbeiteten wir am Wochenende. Für diese Einsätze erhielten wir Geld, das war gut. Nach zwei Jahren feierten wir Bergfest, das heißt, wir hatten die Hälfte des Studiums absolviert. Dann kam die Wende und es begann eine aufregende Zeit.

Wir kamen zur Vorlesung und der Professor sprach die ganze Zeit von den politischen Veränderungen. Das war noch vor dem Mauerfall. Unsere Professoren und Kommilitonen diskutierten sehr viel. Mein Freund und ich sahen den Demonstrationen in Dresden zu und wir sahen auch den Hauptbahnhof, als der Zug mit den Botschafts-Flüchtlingen von Prag in Dresden hielt und dann weiter in den Westen fuhr. Über das Fernsehen haben wir natürlich auch viel mitbekommen. Ich selbst konnte zur Politik nicht viel sagen. Seit zwei Jahren lebte ich in der DDR und wusste, dass ich nicht nach Westdeutschland fahren durfte oder Urlaub in England machen konnte. Das war auch nicht mein Ziel. Die DDR erfüllte meinen Traum von einem Studium im Ausland. Ich war eine junge Studentin und genoss meine Freiheit in der DDR. Meine Welt in Tharandt mit Studium, Freundinnen und Freunden war schön.

Die Wende-Zeit war eine aufregende, aber auch eine unsichere, weil wir nicht wussten, wie es mit uns als vietnamesischen Studierenden weitergehen sollte. Auf der einen Seite konnten wir uns entscheiden, ob wir im Internat in Tharandt bleiben oder lieber nach Dresden ziehen wollten. Wir entschieden uns für ein Wohnheim in Dresden und besuchten weiterhin die Vorlesungen in Tharandt. Auf der anderen Seite lag vor uns eine ungewisse Zukunft. Wir wussten nicht, ob wir wie die Nordkoreaner zurückkehren mussten, deren Regierung alle Studenten mit dem Flugzeug zurückholen ließ. Schließlich bekamen wir nach einiger Zeit mitgeteilt, dass wir weiterstudieren dürfen. Der Deutsche Akademische Austauschdienst übernahm unsere Stipendien und im fünften Semester setzte ich mein Studium fort. Ich beendete es 1993 mit dem Diplom.

Die 1990er Jahre – Promotion und Familie

Nach dem Studium wusste ich nicht, ob ich weiter hierbleiben oder in die Heimat zurückkehren sollte. In dieser Zeit erhielt ich einen Brief meines Vaters, in dem er mir empfahl, dass ich mich um ein Promotionsstudium bewerben sollte. In diese Zeit fiel die Geburt meiner Tochter, und ich überlegte lange, was zu tun sei. Denn ein Baby und ein Studium schienen mir nicht so einfach miteinander vereinbar zu sein. Aber mein Mann unterstützte mich. Ich bewarb mich um ein Promotionsstudium, hatte Glück und erhielt es ab 1995. Tagsüber ging unsere Tochter in die Kinderkrippe und ich arbeitete in Tharandt als Doktorandin. Dass ich mich darauf konzentrieren konnte, verdanke ich meinem Mann. Er hatte sein Diplom zwei Jahre vor mir erworben, kümmerte sich nun um unsere Tochter und arbeitete nebenbei als Dolmetscher.

Als junge Familie hatten wir es nicht leicht. Mein Mann und ich hatten beide befristete Aufenthaltsgenehmigungen, weshalb er auch nur eine befristete Arbeitserlaubnis besaß. Aufgrund dieses Status bekamen wir keine Unterstützung vom Staat, zum Beispiel Erziehungsgeld. Erst 2003 erhielten wir eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis. Mit meinem Stipendium und seinen Aufträgen als Dolmetscher hielten wir uns über Wasser, wie man so schön sagt. Aber wir haben es geschafft, und Anfang 2000 schloss ich meine Promotion ab. Bis 2002 arbeitete ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität, dann wurde unser Sohn geboren und ich nahm den Erziehungsurlaub.

In dieser Zeit erhielt ich in Dresden ein Angebot der Sächsischen Bildungsagentur, heute Landesamt für Schule und Bildung, als Lehrerin für die Muttersprache Vietnamesisch zu

unterrichten. Seit 2003 arbeite ich nun mit Kindern und diese Arbeit erfüllt mich mit Freude. Ich unterrichte Kinder aus vietnamesischen oder binationalen Familien, damit sie die Muttersprache ihrer Eltern oder eines Elternteils nicht nur zu Hause, sondern auch schulisch erlernen. Im Allgemeinen besuchen sie den Muttersprach-Kurs zusätzlich zum Regelunterricht von der zweiten bis zur siebten Klasse. Bis dahin können sie gut sprechen und schreiben. Den Unterricht gebe ich an sogenannten Stammschulen, zu denen Kinder aus verschiedenen Schulen an einem Ort zusammenkommen. Die Gruppen sind alle sehr heterogen, weil die Vorkenntnisse sehr unterschiedlich sind. Für mich ist das nicht immer einfach, aber es ist mir wichtig, dass die Kinder ihre Herkunftssprache erlernen.

Rückkehr oder: wo Heimat ist

Als mein Vater noch lebte, fragte er mich ab und zu, ob wir als Familie nach Vietnam zurückkehren sollten. Trotz vieler Jahre einer befristeten Aufenthaltsgenehmigung habe ich nicht ernsthaft über eine Rückkehr in die Heimat nachgedacht. Ich wollte in Deutschland bleiben. Hier habe ich studiert, meinen Doktor gemacht, als Assistentin an der Universität gearbeitet. Als meine Tochter die Grundschule in Dresden besuchte, dachte ich nicht mehr daran zurückzukehren. Als mein Sohn in die Krippe kam und ich anfang, als Lehrerin zu arbeiten, haben wir endgültig beschlossen zu bleiben. Heute studiert meine Tochter an der Hochschule für Bildende Künste in Dresden und mein Sohn Wirtschaftswissenschaft an der Universität Leipzig. Ich bin zufrieden mit meinem Leben hier in Deutschland. Inzwischen bin ich eingebürgert und finde diese Entscheidung richtig. Ich habe nichts zu bereuen. Die Stadt Dresden ist sehr schön. Zu keiner

Zeit haben wir darüber nachgedacht, woanders hinzuziehen. Ich kenne andere Städte wie Berlin oder München, aber nur in Dresden fühle ich mich wohl. Die Stadt ist für mich eine zweite Heimat geworden. Meine erste Heimat aber wird immer Vietnam sein. An meine Kinder möchte ich weiterhin vietnamesische Kultur, das Essen, die Lebensweise weitergeben. Sie sollen möglichst viel lernen, fleißig sein, einen guten Abschluss haben und einen Beruf erlernen. Ohne Fleiß kein Preis – Bildung ist sehr wichtig für uns.

Wenn man bleiben kann

Wenn man nach Deutschland kommt und die Möglichkeit hat zu bleiben, sollte man sich meiner Meinung nach unbedingt integrieren. Die jungen Menschen sollten gute Schulabschlüsse erreichen und eine Ausbildung abschließen, damit sie einen ordentlichen Beruf ausüben können. Dabei muss man seine Herkunft nicht verleugnen, das habe ich auch nie getan, doch man sollte Deutsch lernen und sich für die deutsche Kultur interessieren.



Rathaus

Erbaut 1691 - 98 im
ländischen Renaissance
nienrhauptmann Sc
Vorgängerbau im 30
zerstört, Gewölbe d
Innung aus dem 12./
als „Ratskeller“ erha

Ankunft

Ich bin 1987 als Student in die DDR gekommen. In meinem westafrikanischen Heimatland Mali hatte ich Bauzeichner gelernt, dann als Bauleiter in einem Projekt der Wiedereingliederung der Bevölkerung eines Überflutungsgebietes in Manantali für die Stromversorgung des Landes Mali und anderer Staaten mit Zugang zum Fluss Niger gearbeitet. Hierüber bekam ich ein Stipendium für die Deutsche Demokratische Republik, um meine Kenntnisse zu vertiefen. Von der DDR wusste ich aus dem Schulunterricht, dass der Staat sozialistisch organisiert war und die Menschen im Kollektiv denken. In der Schule hatten wir in Geographie sowohl von der „République fédérale d'Allemagne“ (BRD) als auch von der „République démocratique allemande“ (DDR) gehört. Ich persönlich hatte für keines der beiden Länder Präferenzen. Vielmehr hatte ich mit Russland geliebäugelt, da wir damals in der Ausbildung viele Professoren aus der Sowjetunion hatten und ich einen Preis für meine Leistung in der russischen Sprache bekommen hatte, der mich anspronte.

Ich kam an einem kalten und regnerischen Tag im September 1987 in der DDR an. Für die Jahreszeit oder zumindest für den Tag war ich relativ dünn angezogen. Ich trug ein dünnes Sakko, ein Sommerhemd, eine helle Jersey-Hose und mein einziges Paar Straßenschuhe für Europa. Über Ungarn landete ich in Berlin-Schönefeld und irgendwann am Nachmittag kam ich mit anderen Studenten mit dem Zug im sächsischen Glauchau an. Hier hatte ich einen sechsmonatigen Deutsch-Intensivkurs, dann Deutsch-Komplex als Voraussetzung für das Studium. Aus heutiger Sicht erscheinen sechs Monate Unterricht wenig. Wir waren gezwungen, es in dieser Zeit zu schaffen. Es gab eigentlich keine andere Alternative für ausländische Studierende. Niemand wollte mit der Schande leben, den Kurs nicht geschafft zu haben und ohne Studium und Abschluss zurückzukehren. Mir machte es aber auch Spaß, Deutsch zu lernen. Am liebsten hatte ich die Modalverben. Da merkte ich plötzlich, dass man sich ohne Hilfe im Zug unterhalten kann. Das war eine große

Erleichterung. Wir wussten ja alle, dass wir uns auf Deutsch unterhalten müssen, um studieren zu dürfen. Es gab keine andere Wahl.

Studienjahre – Wendejahre

Nach bestandenen Prüfungen wurde ich nach Magdeburg zum Studium an die Ingenieurschule für Bauwesen und Ingenieurpädagogik, eine anerkannte Fachschule seinerzeit, geschickt.

Studentenausweise, Essensmarken, Fahrkarten und andere Dokumente wurden uns an jenem Tag im Verwaltungsgebäude der Ingenieurschule ausgehändigt, bevor wir uns mit einer Vertretung des Internationalen Studentenkomitees trafen. Das Treffen war von der Ingenieurschule organisiert worden. Möglicherweise ging es hier darum, dass wir uns in der Gesellschaft anderer afrikanischer Studenten schnell einleben und in der Schule heimisch werden sollten. An die Gesprächsinhalte habe ich keine Erinnerungen mehr. Gegen Nachmittag wurden wir in ein Internat der Ingenieurschule in der Walther-Rathenau-Straße gebracht, wo wir unsere Zimmer beziehen konnten.

Ich hatte erwartet, sofort mit dem Studium anzufangen. Doch es kam anders. Mit den zwei anderen Kommilitonen, die mit mir gemeinsam die Reise von Glauchau nach Magdeburg angetreten hatten, wurde ich zu Beginn des Studienjahres 1988 als Hilfsarbeiter auf einer Baustelle eingesetzt. Auf meinen Protest gegen diesen Einsatz als Bauhelfer wurde seitens der Ingenieurschule unmissverständlich erklärt, dass die Entscheidung zum sogenannten Praktikum hinzunehmen sei, wenn ich hier studieren wolle. Ein echtes Praktikum mit klarer Aufgabenstellung und konkreter Zielvereinbarung wäre für uns viel nützlicher gewesen. Von verschiedenen Seiten wurde auf mich

eingeredet und mir von einem Abbruch und der Rückkehr nach Mali abgeraten. Wir absolvierten zu dritt das „Praktikum“ auf der Baustelle und fuhren Schubkarren mit unterschiedlichen Ergebnissen und Bewertungen. Im Jahr 1989 konnten wir das Studium endlich beginnen. Unsere Seminargruppe bestand ausschließlich aus ausländischen Studierenden aus Afrika, Asien und Lateinamerika.

Wir studierten in der Ingenieurschule und lebten ansonsten relativ separiert von deutschen Studierenden im Internat. Die Afrikaner wohnten zusammen, die Asiaten und die Lateinamerikaner ebenso. Eine Durchmischung der Studenten hat es bei uns nicht gegeben. Es wurde nicht gern gesehen, jemanden in einem anderen Wohnheim zu besuchen. Und wenn doch, dann musste man unten an der Wache seinen Ausweis zeigen und sagen, wen man besuchen wollte. Am Mittwoch und am Samstag gingen wir zur Disko. Der Club hieß „Baracke“. Dort haben wir normal mit den Deutschen getanzt oder uns unterhalten.

Im Herbst 1989 begannen die Massendemonstrationen, anfänglich in Leipzig. Ein Grund zur Sorge oder der Verdacht, Zeuge einer europäischen Transformation von globalem Ausmaß zu werden, bestand für mich nicht. Es gab kein Anzeichen dafür, dass eine Veränderung des Status quo bevorstand. Weder die Kommilitonen noch die Professoren oder der einfache Mensch auf der Straße zeigten sich besonders beunruhigt von den Entwicklungen, die Anfang September 1989 begannen. Ich hätte persönlich nie gedacht, dass daraus einmal eine große Geschichte werden würde.

Als ausländischer Studierender fand ich es natürlich besser, Sachen im Intershop zu kaufen, die man aus der Heimat kannte, oder die Möglichkeit zu haben, die Semesterferien woanders verbringen zu können. Kommilitonen fanden das Intershop-

Thema gar nicht so lustig und es gab regelmäßig kontroverse Diskussionen über den Besitz von Devisen, der leicht kriminalisiert wurde. Soweit ich mich erinnern kann, war das stets der einzige Grund von Auseinandersetzungen und Feindseligkeiten zwischen ausländischen Studierenden und deutschen Kommilitonen. Ausländische Studenten, die ohne Umweg ihr Studium mit Devisen bezahlten, wurden selbstverständlich bevorzugt behandelt. Sie wohnten meist allein und hatten entsprechende komfortable Wohneinrichtungen. Ich gehörte zu der Gruppe, die aus angeblich humanitären Erwägungen in der DDR kostengünstig bis kostenlos studieren durfte.

Das Ausländerstudium in der DDR wurde von vier Grundprinzipien geprägt: 1. Delegierungsprinzip; 2. Akzeptanz ausländischer Bildungsabschlüsse; 3. Integration; 4. Politische Organisation. Als Delegierter der Liga für Völkerfreundschaft wurde von mir ein bestimmtes Verhalten, eine besondere Umgangsform oder gar Dankbarkeit erwartet. Umso mehr finde ich es heute schade, dass viele Studierende sowie die Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeiter nicht besonders viel über die Umstände und die Rahmenbedingungen in Bezug auf diese Delegierung gewusst haben, da sie vor der Abreise in die DDR nicht aufgeklärt wurden.

Gegenüber der individuellen Freiheit einzelner Studenten stand das kollektive Bemühen der Schulverwaltung samt der Studentenschaft deutscher Kommilitonen, sozialistische Freundschaft zu allen Studenten zu demonstrieren. Für uns als ausländische Studierende blieb hingegen der Eindruck, insbesondere aufgrund der räumlichen Trennung, dass wir nicht wirklich willkommen waren und uns manche Zugänge, zum Beispiel zum privaten Bereich der Deutschen, immer verschlossen bleiben würden.

Dennoch war das Miteinander, das wir mit den deutschen Studierenden erlebten, eigentlich ein offenes und zwangloses. Wir haben zusammen gefeiert, gemeinsam an Sportfesten teilgenommen, und wenn die deutschen Kommilitonen am Wochenende nach Hause fuhren, dann hatten wir die Gelegenheit, ein Stück Heimat aufleben zu lassen. Ein gesundes Ambiente verschiedener Nationen machte sich bemerkbar, das sich über diverse kulinarische Delikatessen in allen Fluren des Internates verteilte oder in verschiedenen Musikklässen und Stilrichtungen zeigte, die aus jeder offenen Tür und durch jedes offene Fenster herausströmten. Das Wochenende war eine besondere Zeit, welche die meisten nutzten, um mit den Verwandten in der Heimat zu telefonieren, Briefe an Bekannte zu schreiben oder Freunde in anderen Bezirken der DDR wie Halle, Leipzig, Dresden oder Gera zu besuchen. Die Kontakte mit den Kommilitonen in der Woche waren so, wie man sich das in einem Studium vorstellt. Fachsimpelei bei Bier im Fernsehraum oder der Vergleich von Lösungsansätzen bei Fachfragen. Die Privatsphäre blieb weitestgehend außen vor. Intime Beziehungen waren im Allgemeinen verpönt. Gleichwohl gab es versteckte Liebschaften, die im Kern erstickt wurden.

Mit Beginn der Demonstrationen veränderte sich die Atmosphäre im Internat allmählich. Die Fachsimpelei mit uns ausländischen Studierenden nahm ab. Dafür verstärkten sich die Gespräche der deutschen Kommilitonen untereinander. Später mit dem Mauerfall wurden die Kontakte mit den deutschen Studenten immer weniger. Die Freundschaften, die es scheinbar gegeben hatte oder so empfunden worden waren, gab es in Wirklichkeit nicht. Als Botschafter unserer jeweiligen Länder war es uns so weit klar, dass wir uns in Angelegenheiten der DDR nicht einzumischen hatten. Unsere Studien-

aufenthalte waren streng zweckgebunden und wir hatten am Ende des Studiums das Land zu verlassen, unabhängig davon, welche sozialen Kontakte entstanden waren und wie tief diese familiär begründet waren. Diesen Umstand empfand ich als sehr beängstigend und abstoßend zugleich, je intensiver die Beziehung zu meiner späteren Frau wurde. Es mischten sich Fragen des Studiums mit alltäglichen Auseinandersetzungen und mit subtilen Diskriminierungen in der Ingenieurschule und auf der Straße. Hinzu kam die Umstrukturierung der Ingenieurschule im Zusammenhang mit den Transformationen dieser Zeit, welche die Gesamtheit der Studierenden in den Anfangssemestern betrafen und eine zusätzliche Belastung mit sich brachten.

Mit der Wende wurde besonders deutlich, wie feindselig Kommilitonen und „normale“ Menschen auf Magdeburger Straßen gegenüber „Andersaussehenden“ eingestellt waren oder sich dahingehend negativ verändert hatten. Plötzlich hörte man Sprüche wie „Ausländer raus“ und andere rassistische Bemerkungen. Die Zeichen der Ausgrenzung auch aus der Politik waren an Deutlichkeit nicht zu überbieten. Es war ständig die Rede von „unseren Menschen“, wenn die Bürgerinnen und Bürger gemeint waren und von den „Ausländern“, um Studierende, Vertragsarbeitende und alle anderen Gruppen, die nicht dazugehören sollen, zu bezeichnen. Die Politik schickte viele Vertragsarbeitende aus verschiedenen Ländern in die Heimat zurück. Heute würde man viele der Rückführungen aus den Verträgen für illegal erklären, da manche Menschen bis heute nicht bezahlt oder ihre Löhne vom Heimatland einbehalten wurden.

Die Pflicht zum Abschluss des Studiums bestand für mich fort. Zumal ich im Jahr 1992 zwischenzeitlich Vater geworden

war und von nun an Verantwortung für die gesamte Familie hatte. Ich studierte weiterhin mit Elan und setzte alles daran, meiner kleinen Familie ein neues Zuhause in Mali anzubieten. Zum Kennenlernen und zur Gewöhnung an das malische Leben flog meine damalige Lebensgefährtin mit mir und unserem Baby nach Bamako, Hauptstadt der Republik Mali. So schön wie die Reise und der Aufenthalt für meine spätere Frau auch war, so klar war für sie und für mich, dass sie nur unter persönlicher Opferbereitschaft und Verzicht in einer verhältnismäßig großen Familie in Mali würde leben können. Im Gegensatz dazu bedurfte es für mich keiner besonderen Anstrengung, um im vereinigten Deutschland mit seinen Rassismen, aber bei Frau und Kind zu leben. Die Entscheidung für meinen Verbleib in Deutschland trafen wir gemeinsam. Wir wussten um die Zweckbindung des Studiums, um das Unerwünschtsein im fremden Land und um alle diese Hürden, die das Heimischwerden in Magdeburg verhindern konnten. Es galt die Devise, das Studium abzuschließen und dann zu schauen, was kommt. In der Realität gab es nicht wirklich eine Möglichkeit, mit der Familie nach Mali zurückzukehren und sich dort eine Existenz aufzubauen.

Der Wunsch nach Anerkennung, die Sorge, sein drei- bis vierjähriges Kind hinter sich lassen zu müssen, und der Kampf um den eigenen Platz in der magdeburgischen Gesellschaft politisierten mich so sehr, dass mein Engagement für das eigene Interesse und für das Gemeinwohl unausweichlich erschien. Ich sah viele Freunde, die unter Tränen und Leid zurückgingen und ihre Freundinnen und Kinder hier zurückließen. Das war traurig und fürchterlich.

Politische Arbeit in Zeiten der Transformation

Die Wendejahre waren geprägt von extremer Ausländerfeindlichkeit. Dass es plötzlich Gruppen gab, die den Tod eines Menschen wollten, einfach, weil dieser ein Ausländer war, das kannte man vorher nicht. Während ich mich auf meinem Abschluss vorbereitete, absolvierte ich ein Praktikum als Bauleiter bei einem Magdeburger Ingenieurbüro. Im Rahmen dieses Praktikums wurde mir klar, dass ich entweder als selbständiger Bauleiter in eigener Baufirma arbeiten oder mich in der Baukalkulation qualifizieren bzw. spezialisieren müsste. Ich sah keine Chancen, als Bauleiter für eine Baufirma zu arbeiten. Eine respektvolle, von Anerkennung geprägte Zusammenarbeit mit den Bauarbeitern konnte ich mir nicht vorstellen. Die Bemerkungen beim Praktikum gaben mir keinen Anlass dazu. Für mich stand fest, ein respektvolles Miteinander mit Bauarbeitern auf der Baustelle wird es für mich nicht geben. Ich schloss mein Studium 1993/94 ab und arbeitete im Baubereich, mal in der Restauration, auch mal als Elektroinstallateur oder Bauhelfer, um nicht arbeitslos zu sein.

Im Frühjahr 1996 erfuhr ich zufällig bei einem Freund, dass der Stadtrat der Landeshauptstadt Magdeburg entschieden hatte, den Willen der ausländischen Bevölkerung nach einem Wahlrecht in der Kommunalpolitik zu berücksichtigen und ein Gremium, das die Rechte der hier lebenden Ausländer vertritt, einzurichten. Der Ausländerbeirat wurde von den Ausländern in Magdeburg demokratisch gewählt. 1996 wurde ich in den Beirat gewählt. Dann kandidierte ich für den Vorstand und wurde zum Stellvertreter gewählt. Zudem stellte ich mich zur Wahl für das Amt des/der ehrenamtlichen Ausländerbeauftrag-

ten. Die Wahl aus der Mitte des Ausländerbeirates gewann ich und wurde 1997 zum ersten ehrenamtlichen Ausländerbeauftragten der Landeshauptstadt Magdeburg bestellt. Ich blieb 13 Jahre im Amt bis 2010. Hauptamtlich arbeitete ich damals als Projektkoordinator bei einem Verein aus Künstlern, Politikern, Journalisten und anderen. Später arbeitete ich im Bildungsbereich bei einem weiteren Verein. Hier leistete ich bis 2009 mit einem Expertenpool, der aus Migrantinnen und Migranten bestand, Aufklärungsarbeit an Schulen. Vor diesem Hintergrund und weil ich bereits vor der Wende in Magdeburg Vorsitzender des Internationalen Studentenkomitees gewesen war, lag es für mich nahe, mich nun für die Interessen aller Ausländerinnen und Ausländer in Magdeburg einzusetzen. In dieser Zeit haben wir die Weichen für die städtische Integrationspolitik gestellt. Migrantische Vereine, Flüchtlingsrat und Ausländerbeirat vernetzten sich immer mehr. Im Laufe der Zeit haben wir gemeinsam mit vielen Akteuren ein Integrationskonzept erarbeitet, das 2006 als „Rahmenkonzept für Integrations- und Ausländerarbeit“ vom Stadtrat beschlossen wurde und seitdem die städtische Integrationspolitik bestimmt. Ich selbst habe mich immer für die Kooperation zwischen den Strukturen, zwischen Beirat und den Ämtern der Verwaltung, stark gemacht und die Weiterentwicklung dieses Gremiums mit großem Interesse begleitet. Bei der Landeshauptstadt Magdeburg wurde die Stelle „Koordinator*in für Integration und Zuwanderung“ 2009 erneut ausgeschrieben. Ich bewarb mich und bekam den Zuschlag. Seitdem übe ich diese Funktion aus.

Wenn ich zurückschaue, dann haben wir in der Integrationsarbeit viel erreicht. Aber damals wie heute haben die meisten schwarzen Menschen in Magdeburg das Gefühl, von Ausländerfeindlichkeit und Diskriminierung häufiger betroffen zu sein.

Es ist noch immer so, dass Menschen mit Migrationserfahrung von weiten Teilen der Bevölkerung als nicht zugehörig zum Gesellschaftsganzen betrachtet werden. Es gibt viel zu tun. Mein Leben war politisch, ist es und wird es auch in Zukunft sein.

Damit Integration gelingen kann, müssen wir eine prinzipielle Frage beantworten: Sind wir ein Volk aus verschiedenen Menschen oder sind wir es eben nicht? Ist man Teil dieses Landes, mit Rechten und Pflichten, ganz egal, ob man hier geboren wurde oder nicht? Antworten kann es erst dann geben, wenn wir uns nicht mehr über den Ort, wo wir herkommen, definieren, sondern über das, was uns verbindet. Ich glaube, wir haben noch immer nicht verstanden, dass wir eine Gesellschaft sind. Ich glaube auch, dass wir einen gesellschaftlichen Konsens darüber benötigen, in welcher Gesellschaft wir eigentlich leben wollen. Meine, vielleicht provisorische, Antwort ist: Wir haben eine sehr gute Verfassung und sie ist die Grundlage und die beste Möglichkeit, eine gemeinsame Kultur zu entwickeln. Aktuell haben wir nichts anderes. Aber es gibt Menschen in Deutschland, die die Verfassung ablehnen, und viele, die unsere Verfassung einfach nicht kennen. Wie sonst ist zu erklären, dass Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe Benachteiligungen jeglicher Art durch ganz normale Deutsche ausgesetzt sind? Wie sonst ist zu erklären, dass ganz gewöhnliche Deutsche rechtsextremistische Parteien wählen?

Ich finde es außerordentlich wichtig, dass sich Migrantinnen und Migranten politisch interessieren und einmischen. Man kann das in Form eines Vereins wie des Landesnetzwerks Migrantenorganisationen Sachsen-Anhalt (LAMSÄ) e.V. tun. Oder man geht direkt in eine politische Partei und engagiert sich dort. Für Migrantinnen und Migranten sollte alles politisch sein.

Heimat

Mittlerweile lebe ich seit 34 Jahren in Deutschland und die ganze Zeit in Magdeburg. Magdeburg ist eine lebenswerte Stadt und hier habe ich Verantwortung übernommen. Meine Kinder sind hier geboren und aufgewachsen. Ich habe nie darüber nachgedacht, Magdeburg zu verlassen. Beruflich wie privat werde ich oft nach meiner Heimat gefragt, was mich keinesfalls wundert. Die Heimatfrage wird in Deutschland zum Teil sehr aufgeregt diskutiert. Die Relevanz dieses Themas zeigt sich dadurch, dass wir sogar ein Heimatministerium haben. Menschen werden zufällig dort geboren, wo ihre Eltern leben. Unter normalen Bedingungen wachsen sie dort auf, bis sie eigenständig darüber entscheiden können, wie es für sie weitergehen soll. Aufgrund ihrer Sozialisation entwickeln sie eine Beziehung, ein Gefühl und manchmal eine starke Verbundenheit zu ihrem Umfeld und zu den Menschen, die sie umgeben. Wenn diese starke Verbundenheit mit dem nötigen Respekt voneinander gepaart wird, dann kann Heimat entstehen und verstanden werden.

Verlässt man seine sozialisatorisch begründete Heimat, dann kann Heimat vielfältiger werden. Magdeburg ist der Ort, an dem ich lebe, das ist mein Zuhause. Für mich ist Heimat ganz unaufgeregt der Ort, an dem ich mich geborgen fühle, das kann mein Geburtsland oder anderswo sein. Auch Familie kann Heimat sein. Heimat verdiene ich mir nicht, sie ist da, ob ich will oder nicht, ob ich gehe oder nicht. Niemand kann in Anspruch nehmen, dass die Heimat ihm gehört. Zurzeit ist Mali meine Heimat. Hier fühle ich mich geborgen und angenommen. Ich fahre jedes Jahr nach Mali.

Respekt

Ich bin immer davon ausgegangen, dass einem Respekt gezollt wird von anderen. Einfach deshalb, weil ich wie die anderen auch ein Mensch bin. Ich bin davon ausgegangen, dass Respekt Teil der Menschenwürde jedes Einzelnen ist. Hier habe ich erfahren, dass man mit einer nichtweißen Hautfarbe keinesfalls einfach so respektiert wird. Den Respekt muss man sich ver-

dienen und dafür muss man sehr, sehr hart an sich arbeiten. Ich versuche an meine Kinder weiterzugeben, dass man sich Respekt verschaffen muss, denn zuallererst werden sie mit ihrer Hautfarbe immer als Ausländer, der weniger wert ist, betrachtet. Und man muss sich selbst respektieren, ansonsten kann man nicht erwarten, dass andere respektvoll mit einem umgehen. Ein respektvoller Umgang ist die Basis von allem. Damit bin ich in der Lage, frei zu sein, und fühle mich angenommen.



Halbes Hühnchen

Wir sind Ende April 1988 als vietnamesische Vertragsarbeiter in die DDR gekommen. Es war kalt und es lag sogar noch Schnee. Wir waren begeistert, weil wir das erste Mal Schnee sahen. Ein Gruppenleiter und ein Dolmetscher vom Industrieverband Fahrzeugbau (IFA), für den wir arbeiten sollten, holten uns vom Flughafen ab. Im Wohnheim teilten wir uns zu viert ein Zimmer. Es gab ein Bett mit einer Matratze, alles war sauber und schön. Bei der Ankunft gab es für jeden ein halbes Hähnchen und ein Getränk. Zwar waren wir todmüde, aber mit großem Genuss und großer Freude haben wir gegessen. Zum ersten Mal im Leben durfte jeder für sich ein halbes Hühnchen allein essen. Vietnam war damals sehr arm und die Zeiten waren schwierig. Wir fühlten uns nun glücklich und wie im Himmel. Wir waren froh, dass wir in einem entwickelten und zivilisierten Land arbeiten durften.

Glückliche Zeit

Für die IFA habe ich zuerst in Bautzen, dann in Zittau gearbeitet. Ich arbeitete im Lager, das war für einen 20-jährigen nicht schwierig. Davor lernten wir zwei kurze Monate Deutsch. Danach konnte ich „Tschüss“ und „Danke“ sagen und kannte ein paar Sätze für den Einkauf: Schweinefleisch, Gemüse, Hose, Hemd, Socken. Dass Verben konjugiert werden, so weit bin ich nicht gekommen. Wir waren sehr glücklich in der ersten Zeit. Die Betreuerin und die deutschen Lehrer schenkten uns sehr viel Liebe und Zuneigung. Die Arbeit war seriös und lief nach Plan. Mit den Einheimischen haben wir uns gut verstanden. Von der Straßenbahnhaltestelle bis zum Wohnheim waren es ungefähr drei Kilometer zu Fuß. Zwar stellte uns die Fabrik für die Entfernung ein paar Fahrräder zur Verfügung, aber die reichten nicht immer für alle. Lief man zum Wohnheim, passierte es oft, dass die Deutschen mit ihrem Auto hielten und uns die Strecke

mitnahmen. Gingen wir mal in die Kneipe, wurden wir von ihnen herzlich begrüßt. Zu dieser Zeit wurden wir von den Einheimischen gemocht und wir hatten unsere Freude. Es war ja auch unsere Jugendzeit. Es war schön, zusammen im Wohnheim zu leben, in der Woche zu arbeiten und am Wochenende gemeinsam etwas zu unternehmen – Fußball spielen zum Beispiel. Das Leben machte Spaß und war total aufregend.

Wirrungen

Nach über einem Jahr geriet die Situation in der DDR und in Europa ins Schwanken. Ungefähr ab Mitte 1989 gab es mehrere Streiks in der Fabrik und es gab auch weniger zu arbeiten. Später wurde meine Arbeitszeit auf sechs Stunden gekürzt, dann ging ich nur noch zwei bis drei Tage in die Fabrik und noch später gab es dann Kurzarbeitergeld. Ab Ende 1989 war alles durcheinander. Aus meiner vietnamesischen Gruppe gingen ein paar durch den Wald über die Grenze nach Westdeutschland, andere suchten vergeblich nach einer neuen Arbeit, wieder andere gingen nach Vietnam zurück. Bleiben oder gehen? Das war keine einfache Entscheidung. Viele Vertragsarbeitende nahmen das Angebot von 3.000 DM zuzüglich dreier Monatsgehälter an und kehrten zurück. Wir dachten uns, wenn wir nach Hause gehen, dann wissen wir auch nicht, was wir dort machen können. In Vietnam würde es keinen Job für uns geben. Und so haben wir es gewagt und die mutige Entscheidung getroffen hierzubleiben.

Nach dieser Entscheidung wurde das Leben sehr stressig. Wer bleiben wollte, erhielt keine Unterstützung, musste eine Wohnung und einen Job finden, um seinen Aufenthalt zu rechtfertigen. Wir paar Leute, die bleiben wollten, suchten uns eine Wohnung als Wohngemeinschaft. Unser erster Job war im Bau-

wesen. Jeden Tag fuhren wir bei Wind und Wetter mit dem Moped nach Oybin ins Gebirge rein, um dort eine Diskothek hochzumauern. Als die nach ein paar Monaten stand, war der Unternehmer pleite und wir hatten noch keinen einzigen Lohn gesehen. Es war nicht einfach, einen Job zu finden. Auch mussten wir einsehen, dass das Leben in einer Wohngemeinschaft nicht funktionierte. Hinzu kamen die rassistischen Aktivitäten von jungen Menschen, sodass wir Angst hatten, attackiert zu werden. Anfang der 1990er Jahre sorgten wir uns um unser Überleben und unsere Sicherheit. Wir rückten näher zusammen und vermieden es, Kontakt mit der Außenwelt aufzunehmen.

Hartes Gewerbe

Nach dem Baujob begannen wir mit dem Verkauf von Textilien. Die Kleidung kauften wir Verkäufern, die aus Bulgarien oder Ungarn kamen, am Dresdener Hauptbahnhof ab und brachten sie zu einem kleinen Zentrum an unserem Wohnort. Dort hängten wir die Sachen auf Wäscheleinen und verkauften. Das ging so recht und schlecht. Es war nicht stabil und hielt sich nicht lange, weil wir keinen Plan hatten. Mal war das Wetter schlecht, mal hatten wir keine Lust. Wir trugen alles von Hand, fuhren mit dem Bus oder der Straßenbahn, denn damals hatten wir noch kein Auto. Wir Vietnamesen haben den Spruch: Gib niemals wegen der Umstände auf, versuche immer weiterzukommen und eine Lösung zu finden. Also investierten wir 1.000 Mark in einen Wagen, in dem wir die Waren lagern und gleichzeitig aus dem Wagen heraus verkaufen konnten. Es war ein uraltes Fahrzeug, das beim Fahren brüllte. Wir fuhren bei Regen, Gewittern und Stürmen, eine andere Lösung gab es nicht. Diese Art, Kleidung zu verkaufen, kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen.

len. Wir waren damals sehr viele Verkäufer. Kam man zu spät am Marktplatz an, dann gab es keinen Platz mehr. Oft fuhren wir deshalb morgens um fünf los und parkten eine halbe Stunde später am Platz. Dort saßen wir dann im Wagen und behaupteten unseren Platz gegenüber später Kommenden. Zu dieser Zeit verkauften Vietnamesen, Inder, Türken, Pakistani die Waren und dominierten den Handel auf den ostdeutschen Marktplätzen. Und alle warteten wir. Ab acht Uhr fingen wir an, die Waren aufzustellen und ab neun begannen wir mit dem Verkauf. Bei Minustemperaturen trugen wir Fellschuhe, zweifach dicke Socken und eine Plastiktüte drumherum, um die Wärme zu halten. Gelang das nicht, stiegen wir ins Auto und ließen den Motor laufen, um die Kälte zu vertreiben. Das war eine harte Zeit. Hätten wir es nicht getan, hätten wir kein Geld zum Leben gehabt.

Jene Zeit war auch eine Hochzeit der Zigaretenschmuggler. Ihr Ruf war schlecht und sie konkurrierten untereinander um die Verkaufsorte, sodass es zu Toten und Verletzten kam. Deshalb waren wir sehr angespannt beim Verkauf. Man hätte uns irrtümlich angreifen können, obwohl wir mit der Sache nichts zu tun hatten.

Um unseren Aufenthalt verlängern zu können, brauchten wir nicht nur einen festen Wohnsitz, sondern auch eine reguläre Arbeit mit Arbeitsvertrag und regelmäßigem Einkommen. Daraufhin wurden wir Angestellte bei einem Vietnamesen, der einen Imbiss besaß. Vom Ersparten konnte ich 1994 erstmals nach sechs Jahren wieder nach Vietnam reisen, um dort Urlaub zu machen. Danach machte ich mich mit Obst und Gemüse selbständig, kaufte einen kleinen Bus und die nötige Ausrüstung dazu. Das Startkapital lieh ich mir von Freunden und Bekannten. Nach ein paar Monaten ging es nicht mehr weiter. Damals war Winter und ich wusste nicht, dass man

Obst und Gemüse in einem richtigen Lager unterbringen musste. Tagsüber stellte ich die Ware aus, nachts verblieb sie im Bus – sie erfror und ich musste aufgeben. Ich verkaufte den Bus, meldete das Gewerbe ab und fing wieder an, im Restaurant zu arbeiten. Ein Bekannter vermittelte mir die Arbeit und dafür zog ich nach Calbe um. Am Anfang habe ich im Restaurant als Kellner gearbeitet, dann als Kochhelfer und später als Koch. Nach drei Jahren dachte ich wieder an Selbständigkeit. Es ergab sich, dass eine Pizzeria aufhörte. Die übernahm ich und baute darauf mein Bistro auf. Heute lebe und arbeite ich in Barby und betreibe als Selbständiger mein eigenes Bistro. Seit über 20 Jahren halte ich mich nun stabil in dieser Branche. Es war ein harter Weg, in dem es auch viel um Fragen des Aufenthalts- und Bleiberechts ging, also um die Frage, ob man bleiben konnte oder gehen musste. Es war ein kämpferischer Weg, der sich gelohnt hat.

Stabilität und Wünsche

Im Vergleich mit anderen kann ich sagen, dass ich mit meinem Leben zufrieden bin. Es könnte mehr Freizeit und Unterhaltung vertragen, aber mein Leben ist nun einmal von Arbeit dominiert. In der Gastronomie arbeite ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Am Morgen bereite ich alles vor, am Mittag gibt es eine kurze Pause. Gegen 23 Uhr habe ich aufgeräumt und kann schließen. Wir Gastronomen essen immer sehr spät. Oft schaue ich auf die Uhr und es ist kurz vor Mitternacht. Gegen ein Uhr morgens gehe ich schlafen und stehe um acht Uhr auf. Einen schnellen Kaffee und dann geht es wieder los.

Der nächsten Generation vietnamesischer Abstammung wünsche ich: Versucht gut zu lernen und einen ordentlichen

Beruf zu ergreifen. Dann könnt ihr mit vollem Vertrauen ins Leben treten. Viele unserer Generation sind als Ungelernte ins Land gekommen und mussten hart kämpfen, um das eigene Leben zu stabilisieren. Deutschland ist ein Land mit hohem technischen und wissenschaftlichen Niveau. Eine gute Bildung und Ausbildung ermöglicht weiteren Aufstieg. Vermeidet illegale Tätigkeiten – Deutschland ist ein menschliches Land, aber da kennt es keine Kompromisse. Mit einer Straftat ist es schwer, sich hierzulande ein normales Leben aufzubauen. Und an alle jungen Leute gerichtet, die nach Deutschland und Europa kommen: Versucht bitte, eure kulturelle Identität zu erhalten, und gebt euer Bestes. Dazu gehören stetige Mühe und endloses Lernen.

Heimat

Alle zwei, drei Jahre besuche ich Vietnam. Egal, wo ich dort hingehe, was ich esse, was ich mache, ich fühle mich gelassener und entspannter. Heimat ist nicht nur für mich, sondern für viele Vietnamesen noch immer Heimweh. Ich lebe hier schon sehr lange, aber das Gefühl, richtig heimisch zu sein, ist nicht da. Das ist die zweite Heimat. Das Heimatgefühl kann ich nur schwer beschreiben. Wenn ich in meiner Heimat bin, dann habe ich ein Gefühl von Seelenfrieden. Hierzulande habe ich immer noch ein Gefühl wie „ở đâu“ – so als ob ich bei jemandem wohnen darf. Ich wünsche mir, dass die zweite Generation nicht mehr ein solches Gefühl hat.



Wir verstanden kein Wort

Ich bin 1988 als Vertragsarbeiter in die DDR gekommen. Der Flug ging von Hanoi über Taschkent nach Berlin-Schönefeld. Dort wurden wir abgeholt und an unseren Zielort Aschersleben gebracht. Unterwegs gab es ein halbes Hähnchen und ein kleines Brötchen. Ich konnte alles allein aufessen – das war wunderbar. Zu Hause in Vietnam hätte ich mit anderen teilen müssen, so arm waren wir. An diesem ersten Tag fühlte ich mich sehr glücklich. Wir kamen gegen Mitternacht im Wohnheim an, wurden auf die Zimmer verteilt und gingen schlafen.

Am nächsten Tag gingen wir Sachen zum Anziehen einkaufen. Dafür erhielten wir 300 Mark, die wir dann in monatlichen Raten von 50 Mark zurückzahlten. Der Deutschkurs dauerte einen Monat. Zwar war ich der Beste in der Gruppe, doch nach dieser kurzen Zeit konnte ich nicht wirklich ein vernünftiges deutsches Wort sprechen. Wir kamen mit der Einstellung her, für Geld zu arbeiten, nicht mit der Vorstellung, ernsthaft die deutsche Sprache zu erlernen. Deutsch diente uns nur dazu,

einkaufen zu gehen. Nach einem Monat begann unsere Arbeit in der Fabrik. Das war damals der VEB Werkzeugmaschinen Fabrik Aschersleben WEMA III – ein sehr großer Arbeitgeber vor Ort. Wir verstanden kein Wort von dem, was die deutschen Kollegen sagten. Wir waren Facharbeiter, nicht Auszubildende, die sechs Monate lang Deutsch lernen konnten.

Arbeit und Konsumgüter

Ich habe als Werkzeugschleifer gearbeitet. Im Werk gab es bereits eine vietnamesische Gruppe von 20 Leuten, wir kamen als 25-köpfige Gruppe hinzu. Wir wurden in kleinere Gruppen mit deutschen Kollegen aufgeteilt. Wir arbeiteten in unterschiedlichen Schichten und sahen uns bei der Arbeit nicht. Unsere Arbeit an den Maschinen wurde uns mit Händen und Füßen erklärt, damit wir den Anweisungen folgen konnten. Eigent-

lich war die Arbeit einfach. Für komplizierte Fragen stand pro Gruppe ein Dolmetscher bereit.

Wer in einer normalen Schicht arbeitete, hatte immer ein freies Wochenende. Ich arbeitete in einer sogenannten Rollen-Schicht. Das hieß: Neun Tage Nachtschicht und vier Tage frei, sieben Tage Spätschicht und drei Tage frei, fünf Tage Frühschicht und zwei Tage frei. Am Samstag arbeitete man zwölf Stunden pro Schicht, nicht acht Stunden wie in der Woche. Viele meiner freien Tage im Monat fielen nicht auf das Wochenende, sondern lagen in der Woche. Den Lohn fand ich sehr in Ordnung. Ich glaube, er war derselbe, den auch die Deutschen erhielten. Davon gingen die Kosten für Unterkunft und Verpflegung ab. Der Rest reichte, um hier zu leben und Konsumgüter zu kaufen, die wir nach Hause schickten.

Damals konnte kein Geld nach Vietnam transferiert werden, weshalb wir unsere Familien zu Hause mit Sachen unterstützten. Monatlich durften wir ein Paket nach Vietnam versenden. In Paketen verschickten wir ganze Fahrräder, indem wir sie in Einzelteile zerlegten und in Wolldecken einnähten, damit sie den Transport gut überstehen würden. In Vietnam war damals alles nützlich: Fahrräder, Wolldecken, Seife, Feuerzeugsteine. Einen großen Container durfte man nur einmalig während des Aufenthalts verschicken – da passten zum Beispiel zwei Mopeds hinein. Ein Fahrrad kostete damals 500 Mark, ungefähr einen Monatslohn.

Wir haben viel nebenher gearbeitet. Manche haben Erdbeeren, Äpfel oder Birnen geerntet. Ich und andere haben genäht. Die Deutschen mochten Jeans, aber in der DDR gab es mehr Jeansstoff als Jeanshosen. Wir kauften den Stoff und nähten daraus Hosen, Jacken und Hemden, die wir dann verkauften. Es war ein Nebenjob.

Wohnen

Jedes Wohnheim hatte zwei Betreuer für die Bewohner. Beide waren Deutsche. Sie hatten die Aufgabe, auf die Ordnung zu achten und auf uns aufzupassen. Im Allgemeinen waren sie freundlich und hilfsbereit zu uns Vietnamesen. Hatte der Dolmetscher viel zu tun und konnte uns nicht zum Arzt begleiten, taten sie es. Auch erklärten sie uns, wie man mit den Deutschen in ein einfaches Gespräch treten konnte und wie das Leben in der DDR organisiert war.

In unserem Wohnheim lebten nur Männer und wir konnten ohne Genehmigung besucht werden. Allerdings war der Platz sehr begrenzt. In einer Zwei-Zimmer-Wohnung wohnten sechs, in einer Drei-Zimmer-Wohnung acht bis neun Personen. Jeder hatte ein Einzelbett und einen Schrank – das war es. Wenn Besuch kam, quetschten wir uns zusammen, um dem Besuch ein Bett anbieten zu können. Bei uns wurde der Besucherverkehr recht locker gehandhabt. Grundsätzlich kann man sagen: In jedem Wohnheim war es ein wenig anders, mussten Besucher um Erlaubnis bitten oder sich anmelden. In Magdeburg gab es zum Beispiel ein Wohnheim, in dem man zwei Kontrollstellen passieren musste. An der ersten Tür gab man seine Papiere ab, dann erst öffnete sich die zweite Tür, und man konnte hinein. In anderen Wohnheimen konnte unter der Woche Besuch empfangen werden, aber Übernachtungsgäste waren nur am Wochenende erlaubt. Wurde man in der Arbeitswoche beim Übernachten erwischt, hieß es dann: Sechs Monate Besuchsverbot. In Wohnheimen, in denen nur Frauen oder Frauen und Männer lebten, waren die Kontrollen sehr viel strenger als in einem Männerwohnheim. Trotzdem kam es zu Kontakten und die größte Angst aller vietnamesischen Frauen war eine unge-

wollte Schwangerschaft. Laut Arbeitsvertrag bedeutete dies die sofortige Rückkehr nach Vietnam. Damals waren Antibabypillen kostenlos und wurden an die Frauen in den Wohnheimen verteilt.

Bereute Rückkehr, schwieriges Ankommen

Nach dem Mauerfall kehrte ich nach Vietnam zurück. Zwar galt mein Arbeitsvertrag noch, aber es gab auch das staatliche Angebot, mit einer Abfindung zu gehen. Ich nahm das Angebot an und konnte in Vietnam keinen guten Job bekommen. Die Rückkehr bereute ich und deshalb entschied ich mich, 1993 wieder nach Deutschland zu kommen. Da ich mich früher in die DDR eingelebt hatte, kam ich hierher zurück. Diesmal als Asylbewerber. Das Leben nach meiner Rückkehr war für mich viel schwieriger als zu DDR-Zeiten. Es gab eine hohe Arbeitslosigkeit und seit dem Fall der Mauer mussten wir uns um alles selbst kümmern. Trotzdem war mein Leben hier besser als in Vietnam.

Als Asylsuchender durfte ich nicht arbeiten gehen. Zwar konnte ich die Sprache, aber dafür gab es keine Arbeitserlaubnis. Im Asylbewerberheim erhielt ich 80 Mark monatlich für den alltäglichen Gebrauch und Verpflegung. Es gab Heime, in denen das Geld für die Verpflegung an die Einzelnen ausgezahlt wurde. Davon hätte ich vielleicht sparen können, um das Geld für die Schleuser in Vietnam zurückzuzahlen. So musste ich zwischen Zigarettschmuggel und Schwarzarbeit als Helfer wählen. Ich

wählte den Schmuggel und saß dafür dann auch drei Monate im Gefängnis. Es war eine sehr aufreibende Zeit. 1997 heiratete ich. Dadurch erhielt ich auch eine Arbeitserlaubnis und dann dauerte es nochmal eine Weile, bis ich eine Arbeit beginnen konnte. Ich nahm einen Job in einem Imbiss an, der Lohn war niedrig und alle sechs Monate musste ich meine Arbeitserlaubnis verlängern lassen. Obwohl der Lohn niedrig war, sparte ich Geld. Vor allem aber stabilisierte sich mein Leben in Deutschland. 2005 kaufte ich meinem Arbeitgeber den Imbiss ab und arbeite seitdem als Selbständiger.

Schönes Deutschland

Es gefällt mir in Ostdeutschland, es gefällt mir in Deutschland. Kurzzeitig habe ich in Dortmund gewohnt. In Westdeutschland ist der Arbeitslohn zwar höher, aber man muss auch viel mehr ausgeben. Im Endeffekt bleibt es sich gleich. Und hier leben viel mehr Freunde von mir, mit denen ich meine Freizeit verbringen kann. In Deutschland scheint mir im Vergleich zu Vietnam und anderen Ländern, die ich inzwischen besucht habe – Tschechien, Frankreich, Italien, Niederlande – vieles besser. Die Umwelt ist sauberer, die Infrastruktur ist deutlich besser, alles scheint mir stabiler zu sein. Das gilt auch für die Politik. Das Leben ist hierzulande sehr friedlich. Nur habe ich hier immerzu Heuschnupfen. Jedes Mal, wenn ich in Vietnam bin, ist diese Allergie sofort verschwunden. Auch könnte es hier etwas wärmer sein. Aber ansonsten gefällt mir hier alles.



Nordhausen

Ich bin 1969 in Palästina geboren. Zwei Jahre zuvor besetzte Israel infolge des Sechstagekriegs das Westjordanland, in dem ich aufgewachsen bin. Hier habe ich 1987 Abitur gemacht und bin gleich darauf nach Jordanien gegangen, um mich von dort aus für ein Stipendium im Ausland zu bewerben. Es hätte Moskau werden können, und obwohl ich nicht viel über die DDR wusste, habe ich mich für dieses Land entschieden. Ich sollte Bauingenieurwesen studieren. Am 3. September 1988 kam ich in Berlin-Schönefeld an. Das war hier alles gut geplant. Vom Flughafen wurden wir abgeholt, man wusste, an welchem Ort man den Sprachkurs machen wird. Die Leute kannten deinen Namen und ein Bett stand auch bereit. Es war alles top organisiert – Ordnung und Organisation, das muss man den Deutschen lassen.

In Nordhausen holte mich ein palästinensischer Student ab und zeigte mir die Stadt und das Studentenwohnheim. Ich schaute mir die Fassaden an, alles grau in grau. Die Häuser, alles. Dann das Studentenheim – ein altes Gebäude mit einem

riesigen, langen Korridor. Sechs oder sieben Zimmer auf der einen und auf der anderen Seite, dazu diese Sammeltoiletten und -duschen und nur eine einzige Küche mit zwei Kochplatten. Für ungefähr fünfundzwanzig, dreißig Mann auf einer Etage, die aus Afrika, Asien, dem arabischen Raum kamen. Jede Nation hat ja so ihre Eigenheit, die ersten drei Monate waren deshalb eine wirkliche Geduldsprobe. Aber man kam gewissermaßen in einer Mission: Du willst hier studieren, willst etwas werden. Und du willst mit erhobenem Haupt zurückkommen. Da kannst du nicht sagen, das Wohnheim gefällt mir nicht. Damit wärest du zu Hause ein Versager gewesen. Irgendwie waren wir ja noch Kinder, die gerade den Schoß ihrer Familie verlassen hatten.

Wir waren sechs arabische Studenten aus Palästina, die in Nordhausen in einem Jahr Deutsch lernen sollten, das machte es etwas einfacher. Zum Beispiel die Essensumstellung: Zu essen gab es genug, wenn man das essen konnte. In der Kaufhalle haben wir zu Anfang immer diese Dosen gekauft, ohne ver-

stehen zu können, was da geschrieben stand. Zu Hause haben wir sie dann geöffnet – da war dieses angekochte Fleisch mit Gelee und Fett oben drauf. Schweinefleisch. Wegschmeißen. Das haben wir wochenlang so gemacht. In der Mensa dasselbe. Dort gab es oft Schnitzel mit Kartoffeln und dieser Sauce, die so undefinierbar ist. Das Schwein haben wir aussortiert und Kartoffeln gegessen. Dann kam jemand auf die Idee, im Restaurant zu essen. Hier gab es Rumpsteak aus Rind. Ich möchte nicht übertreiben, aber wir waren fast täglich im Restaurant. Es gab auch diese Goldbroiler-Gaststätten, in denen wir auch oft gegessen haben. Eigentlich hatten wir nicht viel Geld, aber wir kannten uns noch nicht aus und waren unerfahren. Als wir später die deutsche Sprache besser verstanden, kamen wir auch mit dem Essen besser zurecht. Allerdings waren unsere ersten Kochexperimente wirklich sehr abenteuerlich. Am Schlimmsten waren für uns, waren für mich diese Sammelduschen. Wir sind es eigentlich bis heute nicht gewohnt, uns in einer öffentlichen Dusche auszuziehen und nackt mit zwei, drei anderen Männern zu duschen. Einer hat dann immer Wache gehalten, um die Intimsphäre zumindest unter der Dusche zu wahren. Ich lebe seit mehr als dreißig Jahren hier und habe viel von der deutschen Kultur angenommen und schätzen gelernt. Aber das kann ich bis heute nicht – FKK oder so, das geht gar nicht.

Im Sommer war es sehr schön in Nordhausen. Die Tage bleiben hier viel länger hell. Bei uns geht die Sonne innerhalb von fünf Minuten unter. Hier braucht sie im Juni bis 22.00 Uhr und länger. Da waren wir immer draußen auf der Spaziermeile Nordhausens und fanden das ganz wunderbar. Doch wir waren fast immer unter uns. Im Nachhinein sagt man sich, gut, wenn man die ganze Woche hart arbeitet, dann hat man am Abend andere Interessen, als auf der Straße zu spazieren. Aber das Sich-Ein-

schließen ist eben auch ein kultureller Unterschied. Im Juli 1989 beendeten wir unseren Sprachkurs und wurden an unsere Studienorte aufgeteilt. Um Bauingenieurwesen zu studieren ging ich nach Weimar – wir waren zu fünft und in Weimar gab es viele arabische Studenten: Es war schön für uns, nicht noch einmal so fremd zu sein.

Weimar – Studium

Weimar im Juli 1989 – wir zogen in das Studentenwohnheim am Jakobsplan, das größte in Weimar, gebaut für die Unterbringung von eintausend Studierenden. Aber jetzt waren natürlich Ferien und viele Studenten waren in ihren Heimatorten oder besuchten Freundinnen und Freunde in anderen Städten. Diesen Sommer verbrachten wir in den Studentenclubs der Stadt. Abend für Abend zogen wir durch die Clubs, bis im Oktober das erste Studienjahr für uns begann. Als ausländischer Student musste man im ersten Jahr mit drei deutschen Studenten auf einem Zimmer wohnen. Hintergrund war, die Sprache besser zu lernen. Das war wirklich eine interessante Zeit, auch weil zwei Kulturen aufeinandertrafen. Wollten die Jungs schlafen, hatte ich vor, nachts zu lesen. Dann hieß es immer: „Mach‘ deine blöde Lampe aus.“ Und ich: „Leute, macht die Augen zu, dann ist es dunkel für euch.“ Es dauerte nicht lange und die Steckdose war kaputt. Dass das Absicht war, habe ich natürlich nicht mitbekommen. Jahre später hat mir das derjenige erzählt, der noch heute mein Freund ist. Einmal, ich war nicht auf dem Zimmer, klingelte ein Freund von mir nachts Sturm, weil er unbedingt mit mir reden wollte. Der deutsche Kommilitone wies ihn ab und schloss die Tür. Ihm erklärte ich dann, wir weisen aus Höflichkeitsgründen auch morgens um zwei niemanden ab. Wenn jemand um diese

Uhrzeit kommt, dann hat er wirklich etwas auf dem Herzen. Aber es hat gut geklappt mit dem Vier-Bett-Zimmer.

Und die deutschen Studenten waren ziemlich ahnungslos, was die Welt außerhalb der DDR anbelangt. Manchmal habe ich sie einfach auf die Schippe genommen. In unserem Zimmer lebte ein junger Mann, der bereits an seinem Diplom schrieb. Er fragte mich eines Tages: „Yasser, warum studierst du eigentlich Bauwesen? Wie kommst du darauf, Bauwesen zu studieren?“ Darauf antwortete ich ihm: „Weißt du, das ist eine berechtigte Frage. Ich bin einmal mit einem Kamel durch die Wüste gezogen. Und dann saß ich da mit meinem Vater vor dem Zelt. Ich sagt zu ihm: ‚Vater, ich habe die Schnauze voll vom Kamelhüten. Ich will mal in die DDR und Bauwesen studieren.‘ Da sprach mein Vater: ‚Geh‘ studieren!‘ Deshalb bin ich hier.“ Das hat er mir abgekauft! Er antwortete: „Ja, das kann ich total verstehen. Ihr lebt doch die ganze Zeit mit den Kamelen. Bei euch gibt es ja auch keine Häuser, es gibt keine Straßen, es gibt gar nichts.“ Da habe ich gedacht: „Was denken die denn?“ So war das Bild von den anderen. Schubladendenken kennt jedes Land, und jede Nation kommt in eine Schublade. Deshalb finde ich es immer wieder traurig, wenn die Leute nur ihre Vorurteile bestätigt haben wollen, anstatt miteinander ins Gespräch zu kommen.

Aber zu DDR-Zeiten mochte das unbewusst so gewesen sein, denn die Menschen hatten tatsächlich nicht die Möglichkeit, viel von der Welt zu sehen. Während des Studiums hatte ich vor allem Kontakt zu den Studierenden, von der Weimarer Gesellschaft kannte ich eigentlich niemanden. Mit den anderen trafen wir uns im Studentenclub, dort unterhielten wir uns und diskutierten miteinander. Mit meinem deutschen Zimmerkollegen aus dem ersten Studienjahr bin ich noch heute sehr gut befreundet. Ich habe auch zu seiner Mutter und seinem

Bruder ein sehr gutes Verhältnis. Es ist familiär geworden. Wir besuchen uns gegenseitig und meine Frau ist auch mit seiner Frau befreundet.

Es war 1992, da hatte ich das Glück, mich in eine junge Frau zu verlieben. Wir sind viel in Ostdeutschland herumgefahren. Hier in Thüringen gibt es so viele Burgen und so viel schöne Natur anzuschauen. Ich liebe es, alte Architektur zu betrachten. Das haben wir an den Wochenenden getan. Kurz darauf haben wir geheiratet, 1993 wurde unsere erste Tochter, 1997 unsere zweite Tochter geboren. Und das Studium schaffte ich, Gott sei Dank, auch. Wie geplant beendete ich es 1996.

Weimar – Wendejahre

Weimar im Herbst 1989 – wir begannen unser Studium und wir sahen Leute, die auf der Hauptstraße mit einer Kerze in der Hand liefen. Natürlich fragten wir, was das zu bedeuten hat, und hörten: „Sie demonstrieren!“ Das soll eine Demonstration sein, dachten wir, bei uns zu Hause im besetzten Gebiet demonstriert man mit Krawall und Steinwürfen, was will man schon mit einer solchen stillen Demonstration erreichen? Aber die Geschichte hat uns gelehrt und bewiesen, dass friedliche Märsche nicht nur friedlich bleiben, sondern auch ein Regime zu Fall bringen können. Es beeindruckt mich bis heute, dass Deutsche, die zwei Weltkriege angezettelt haben, eine Gesellschaft friedlich verändern konnten.

Für uns ausländische Studierende war die Wendezeit eine unsichere, weil wir nicht wussten, wie es mit uns weitergehen sollte. Unsere einzige Sorge jener Zeit war: „Geht unser Studium weiter? Schicken sie uns nach Hause? Nehmen sie wirklich die Verpflichtungen der DDR wahr und sagen, okay, die überneh-

men wir?“ Das taten sie, die Stipendien wurden von der Bundesrepublik weiterhin gezahlt. Durch die Wende kam die große Freiheit, mit der wir auch so unsere Probleme und Schwierigkeiten hatten und die gefährlich für uns war. In der DDR war alles gut organisiert, jetzt war man sich selbst überlassen und es schien egal zu sein, ob man sich die Nacht um die Ohren schlug oder weiter sein Ziel verfolgte, das Studium zu schaffen. Hinzu kam, dass wir in den Seminaren alle drei bis vier Wochen einen neuen Dozenten hatten, weil viele in den Westen gingen. Viele konnten mit der neuen Freiheit wenig anfangen. Das war so, als käme man aus dem Gefängnis und landet gleich im Paradies. Das hat vielen den Boden unter den Füßen weggezogen. Ich selbst habe mich, so gut es ging, auf mein Studium konzentriert. Das gelang mir dann besser, als ich Mitte 1991 im Wohnheim ein Zimmer für mich allein beziehen konnte und nun wirklich meine Intimsphäre besaß.

In der DDR herrschte eine große Sicherheit. Man konnte überall hingehen, wurde weder beleidigt noch blöd angemacht. Mit der großen Freiheit kamen die Neonazis, die ihre Freiheit bereits für sich gefunden zu haben schienen. Plötzlich wollten sie unseren Studentenclub im Wohnheim für sich entdecken. Sie wollten unsere Disko, unseren Bierabend, unser Zuhause, unser Revier. Es kam immer wieder zu Schlägereien und einmal – es war gerade Zwiebelmarkt, Thüringens größtes und ältestes Volksfest – wollten die Neonazis in großer Zahl den Jakob, also unser Wohnheim als Ganzes, überfallen. Der Angriff wurde von der Polizei abgewehrt, der es gelang, die Haupteingänge zu schützen. Die Neonazis sagten: „Du bist anders. Du gehörst hier nicht her.“ Kein Mensch auf dieser Welt hat das Recht, über Leben und Tod eines anderen Menschen zu entscheiden. Das bestimmt allein Gott. Von daher kann ich weder

verstehen noch dulden, wenn Menschen jemanden verletzen, der nicht aussieht wie sie. Damals beschlossen wir, wir müssen uns gegen die Neonazis behaupten. Wir gingen zu einer Kneipe, die deren Treffpunkt war. Sie waren schockiert, als wir eintraten, und der Wirt fragte uns mit geweiteten Augen: „Was sucht ihr hier?“ Unsere Antwort: „Billard spielen.“ Er sagte „Okay“ und die Neonazis verließen die Kneipe. Als wir nach dem Spiel gingen, standen sie vor der Tür. Wir standen uns gegenüber. Es passierte nichts. Vielleicht hatten sie verstanden: Wir machen Stunk bei denen und die kommen her und wollen einfach nur spielen. Ab dem Zeitpunkt verhielten sie sich normal, wenn sie in den Studentenclub wollten. Sie tranken ihr Bier und gingen wieder. Ich bin der Meinung, wir alle sind auf Kommunikation angewiesen, aber mit Neonazis reden? Im Studentenclub habe ich persönlich einmal mit einem gesprochen. Der saß da, ich bin hingegangen und wir haben uns unterhalten. Und dann sagte der zu mir: „Gegen dich habe ich nichts.“ Ich dann: „Hör zu. Gegen mich hast du nichts, hier! Aber was passiert, wenn wir uns auf der Straße treffen?“ Er dann: „Es kann sein, dass ich dich zusammenschlage!“ Ich wieder: „Warum?“ Er: „Ja, weil du Ausländer bist.“

Weimar – zu Hause

Nach dem Ende meines Studiums konnte ich hier in Weimar als Bauingenieur leider nicht so schnell Fuß fassen. Der Bauboom der Nachwendezeit neigte sich dem Ende entgegen und ich wollte nicht umziehen. Ende 1998 ging ich dennoch nach Frankfurt am Main. Dort hätte ich meinen Vertrag verlängern können, aber nach zwei Jahren kehrte ich zurück. Die Kinder waren klein und ich wollte mit meiner Frau und ihnen in einer

Familie leben, die beieinander ist. Ein paar Jahre habe ich dann nach einer Umschulung als Netzwerkadministrator gearbeitet und bin heute wieder als Bauingenieur tätig. Die Firma hat ihren Sitz in Weimar und agiert bundesweit. Deshalb bin ich zum Beispiel viel in Baden-Württemberg oder Hessen unterwegs.

Nach über 30 Jahren kann ich wirklich sagen, Weimar ist mein Zuhause. Hier bin ich erwachsen geworden, hat sich mein Charakter ausgeprägt, hier habe ich Wurzeln geschlagen und mein Glück gefunden. Weimar ist der Ort in Deutschland für mich, wo ich mit der Gesellschaft feiere und trauere, wo ich mit deutschen Freunden auf Hochzeiten getanzt und einige an den Tod verloren habe. Hier lebe ich und ich liebe es, zu erleben, wenn die Stadt aus dem Schlaf erwacht, zu sehen, wie die Sonne aufgeht. Dann mache ich mich auf den Weg zum Markt und beobachte, wie die Leute ihre Läden aufmachen, ihre Waren auf den Marktständen ausbreiten – das finde ich wunderschön und genieße es. Das gehört alles zu meinem Leben und niemand kann mir das aberkennen, nur weil ich anders aussehe. Es gibt viele Dinge, die mich hier wirklich geprägt haben, die Ordnung und die Genauigkeit zum Beispiel. Es gibt wunderbare Sachen in der deutschen Kultur und Tradition und fantastische Sachen in den arabischen und südländischen Kulturen. Ich gebe mir Mühe, das Ganze zu kombinieren und das Beste daraus zu machen. Das gelingt mir oft, wenn auch nicht immer. In der Woche konzentriere ich mich auf meinen Beruf, aber am Wochenende verlagert sich ganz viel auf das Sozialleben.

Meine Frau und ich sind in einigen Vereinen aktiv. Schon Anfang der 1990er Jahre gründeten wir einen Verein für palästinensische Freunde, den Freunde Palästinas e.V. Den gibt es heute nicht mehr, aber das Netzwerk besteht weiterhin. Wir haben viele Veranstaltungen durchgeführt, um unsere Kultur

sichtbar zu machen, um unseren Standpunkt zu vertreten. Seit Etablierung des Amtes der Ausländerbeauftragten organisierte sich die Vereinsarbeit von Migrantinnen und Migranten besser. Ehrenamtlich machen wir in Weimar sehr viel, vor allem seit 2015, als so viele Geflüchtete nach Deutschland kamen. Privat haben meine Frau und ich einige Familien begleitet, die sehr gut Fuß gefasst haben, schnell Deutsch lernten und eine Arbeit fanden. Darauf sind wir sehr stolz. Aber privat kann man nicht so viel wie mit einem Verein erreichen. Deshalb gründeten wir 2015 mit anderen Freunden den Verein Kulturbrücke Palästina Thüringen e.V. Wir wollen eine Brücke schlagen zwischen den Kulturen. Vor 2015 waren wir nicht so viele ausländische Mitbürger. Die meisten, die hier waren, waren alteingesessene Studenten, die ihr Studium fertig hatten und geblieben sind, oder Zugewanderte, die hier Firmen oder Restaurants betrieben. Aber im Großen und Ganzen kann man das nicht mit vielen westdeutschen Städten vergleichen. Als 2015 Geflüchtete nach Weimar kamen, haben wir uns gesagt, dass wir nun darauf achten müssen, dass die Integration gelingt. Wir dolmetschten, begleiteten auf Ämter und zu Ärzten, halfen bei der Wohnungssuche und der Ausstattung von Wohnungen. Auf Informationsveranstaltungen klärten wir auf, worauf man in Deutschland achten muss und wie das Leben hier funktioniert. Wir haben viele Vorträge über kulturelle Unterschiede gehalten, denn Tradition, Religion und Familienleben sind sehr, sehr verschieden. Mit unserem Verein wollten und wollen wir erreichen, dass von beiden Seiten keine Konflikte oder Missverständnisse aus Unwissenheit entstehen. Unsere Motivation war und ist, dass in dem kleinen Weimar keine Parallelgesellschaft entsteht, die keinem der hier Lebenden gut tun würde. Inzwischen ist der Vereinssitz mitten in der Stadt und unsere Aktivitäten sind

umfangreicher geworden. Einmal im Jahr veranstalten wir für die Bürgerinnen und Bürger ein großes Sommerfest, zu dem regelmäßig fast 200 Menschen kommen und bei dem auch der Bürgermeister zugegen ist. Leider musste es in diesem Jahr wegen der Corona-Pandemie ausfallen.

Flüchtlinge und Fremde

Ich war viel im arabischen Raum mit meinen Kindern und meiner Frau. Nicht nur in Palästina, wir waren auch in Syrien, und Syrien ist wirklich ein wunderbares Land. Die Bevölkerung dort ist großzügig und absolut offen. Sie freuen sich, wenn sie Besucher haben. Wir waren bei Freunden. Einige brauchten zwei Jobs, um über die Runden zu kommen. Aber am Abend hatten sie Zeit und Muße, um gemeinsam Tee zu trinken, Wasserpfeife zu rauchen, zu musizieren und zu singen. Sie hatten Häuser, gutes Essen und Trinken. Sie waren ruhig und gelassen. Auf mich wirkten sie glücklich, wirklich sehr glücklich. Wenn man dann hier in Deutschland die Leute reden hört, „die kommen hierher und halten die Hand auf“, dann kann einem nur schlecht werden. Kein Mensch auf dieser Welt verlässt sein Heim, sein Land freiwillig. Krieg ist eine Katastrophe, in der jeder versucht, seine Haut zu retten. Wer weiß denn noch, dass hier nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs über zwölf Millionen deutsche Flüchtlinge und Vertriebene ankamen? Wir sind alle Flüchtlinge auf dieser Welt. Fluchtmigration gab, gibt und wird es immer geben. In Palästina, im besetzten Westjordanland, dort, wo ich

geboren wurde, hatte unsere Familie viele Ländereien, wir lebten von der Landwirtschaft und waren glücklich. Die israelische Siedlungspolitik ließ von unserem Besitz kaum etwas übrig, geschweige denn, dass man sich dort frei bewegen kann.

Niemand verlässt sein Land freiwillig. Was in Syrien passiert ist, ebenso im Irak und in Libyen, kann man nicht in Worte fassen. Man lässt Afrika verhungern und wundert sich, dass sich die Menschen zu Fuß auf den Weg machen. Wenn man sich denkt: Ich sterbe hier an Hunger oder durch Raketen und das Haus wird mir über dem Kopf zusammenfallen – natürlich machen sie sich auf den Weg! Es ist der Überlebensinstinkt jedes Einzelnen. Selbst Tiere wandern, um zu leben. Ich kann verstehen, dass einige hier Angst haben, dass jetzt die Fremden kommen. Sie fragen sich: „Was will der Fremde von mir?“ Der Fremde ist solange fremd, wie man ihn wirklich fremd sein lässt. Aber wenn ich anklopfe und sage: „Hier, Herr Nachbar, ich habe Kuchen gebacken. Wollen wir nicht einmal zusammen Kuchen essen und Kaffee trinken? Lassen Sie uns einmal abends zusammen Bier oder auch Wein trinken oder zusammen essen.“ Dann sind wir nicht mehr fremd. Aber solange sie mich fremd sein lassen, bleibe ich auch fremd. Und solange ich sie fremd sein lasse, bleiben sie auch fremd. In Deutschland ist vieles in Ordnung. Aber es herrscht noch zu viel Fremdheit. Man kann mitten in einer Menschentraube leben und wird von niemandem gesehen. Die wahre Wüste ist nicht dort, wo der Sand liegt. Die wahre Wüste ist dort, wo so viele Menschen leben und keiner von dem anderen etwas weiß.



Arm in Vietnam

Nach dem Krieg war Vietnam ein sehr armes Land und blieb es auch für lange Zeit. Es gab fast keine Industrie, die Lebensmittelproduktion lag am Boden. Zwar wurden wir von der Sowjetunion unterstützt, aber das Lebensniveau war ganz niedrig. Ich war sehr froh, als ich erfuhr, dass ich eine Ausbildung in der DDR machen darf. Wir fuhren damals mit dem Zug über China, die Mongolei, Sowjetunion und Polen in die DDR. Das war eine schöne Reise und wir konnten etwas von den Ländern kennenlernen. In Leipzig habe ich dann drei Jahre lang Filmretuscheurin gelernt. Heute sagt man vielleicht dazu: eine Fachausbildung in Reproduktionstechnik.

Meine Ausbildungszeit habe ich in sehr guter Erinnerung. Die Lehrerinnen und Lehrer waren freundlich und hilfsbereit, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Betrieb auch. Wir fühlten uns akzeptiert und lernten viel von den deutschen Menschen: Pünktlichkeit, Sauberkeit, Sparsamkeit. Das Gelernte wollten wir nach unserer Rückkehr in Vietnam weitergeben.

Aber die Situation in Vietnam hatte sich nicht wirklich verbessert. Ohne mein Ersparnes aus der DDR hätte meine Familie in Vietnam nicht überleben können. Ich sehnte mich danach, wieder in die DDR zu gehen. Dafür machte ich eine Prüfung zur Dolmetscherin und Sprachmittlerin.

Im November 1988 reiste ich wieder in die DDR ein, um als Dolmetscherin für die vietnamesischen Vertragsarbeiter zu arbeiten. Unsere Gruppe arbeitete im VEB Medizinplaste Lichtenberg in Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz, der seine Produkte in viele Länder exportierte. Ich hatte den Eindruck, dass es der Wirtschaft nicht mehr so gut ging und die Arbeiter nicht sehr motiviert waren. Unsere Landsleute sind sehr fleißige Leute. Im Betrieb wurden sie zu Normbrechern. Das zog den Hass der Deutschen auf uns. Das Herz tat mir weh, wenn wir von den Kollegen als „Fidschi“ beschimpft wurden. In der Wendezeit wurden die Beschimpfungen schlimmer. Aber dann wurde uns auch schon gekündigt und sehr viele flogen nach Hause

zurück. Mir wurde im November 1990 vom Betrieb gekündigt. Ich wollte nicht nach Vietnam zurück, ich wollte bleiben.

Restauranteröffnung in Freital

Ich wusste, wenn ich hierbleiben wollte, musste ich mich unbedingt selbständig machen, weil ich von Staat keine Unterstützung erhalten würde. In Ostdeutschland eine Wohnung zu erhalten, war nicht einfach. Ich lief zwischen Wohnungsgenossenschaft und Ausländerbehörde hin und her. Bei der Wohnungsgenossenschaft sagte man mir, dass ich von der Ausländerbehörde eine Genehmigung, hier leben zu dürfen, benötigte. Bei der Ausländerbehörde hieß es, ich brauchte einen Wohnberechtigungsschein, um eine Genehmigung zu erhalten. Ging ich zum Gewerbeamt, wollten sie dort für eine Anmeldung meine Aufenthaltserlaubnis und den Wohnberechtigungsschein sehen. Das war eine sehr schwere Zeit für mich, in der ich oft geweint habe. Schließlich wendete ich mich an eine übergeordnete Behörde und irgendwie gelang es, aus diesem ewigen Kreislauf auszubrechen. Ich erhielt alle nötigen Bescheinigungen und Ende 1991 eröffnete ich in Freital mein erstes Restaurant. Mein Talent liegt im Kochen und ich bin eine aktive Frau, darum wollte ich unbedingt dieses Restaurant. Mein Restaurant nannte ich „Asia-Eck“. Es war das erste von Vietnamesen geführte Restaurant in Ostdeutschland.

Am Anfang hatte ich keinen Computer und auch nicht genug Geld, um eine Speisekarte drucken zu lassen. Meine erste Speisekarte war handgemalt und handgeschrieben. Ich malte ein Rind oder einen Fisch, einen Reis- oder Nudelteller, Gemüse oder eine Suppe. Zum Glück half mir eine deutsche Frau, die ich inzwischen kennengelernt hatte. Sie schrieb die Gerichte in

deutscher Sprache, ich in vietnamesischer Sprache, davon haben wir dann Kopien gemacht. So entstand meine erste Speisekarte. Obwohl mein Restaurant klein war, sprach es sich schnell herum. Ich hatte eine gute Kundschaft, die nicht nur aus Freital, sondern auch aus dem nahegelegenen Dresden kam. Sie wussten mein Essen zu schätzen, denn die Gerichte kamen aus meinem Herzen. Ich mischte die vietnamesische Küche mit der chinesischen, die chinesische mit der thailändischen oder nahm aus allen drei Küchen etwas. Bald hatte ich ein Stammpublikum und manche fragten, ob ich nicht direkt in Dresden ein weiteres Restaurant eröffnen wolle.

Gute Gäste, schlechte Gäste

Zwar hatte ich nun ein Stammpublikum, das sehr gern zum Essen kam, aber es gab auch die anderen – junge Männer, die nur trinken wollten. Die tranken vielleicht nur ein Bier, saßen aber immer sehr lange, redeten viel und laut. Vielleicht hätte ich ihnen das Haus verbieten sollen. Aber zum einen wollte ich für alle eine gute Gastgeberin sein. Zum anderen kamen die Biertrinker aus unserer Nachbarschaft. Sie rauszuschicken, das wäre wirklich nicht einfach gewesen. Meine Lösung war dann: Die Biertrinker saßen nun an dem Tisch vor der Bar, der ansonsten für unsere Bekannten und Landsleute reserviert war. Der größere Gastraum gehörte den Menschen, die zum Essen zu mir kamen. Beide Gruppen waren seitdem sehr zufrieden.

Eines Tages kamen sehr viele Leute mit Glatzkopf und Lederjacke zu mir. Natürlich hatte ich Angst, denn den Ausländerhass kannte ich bereits vom Ende der DDR. Meine Kundschaft verließ so schnell wie möglich das Restaurant und meine Mitarbeiter und ich waren mit diesen Leuten allein. Ich dachte mir,

wenn wir uns Mühe geben und ich immer freundlich bleibe, dann werden wir auch nicht schlimm behandelt. Einen von ihnen hatte ich als Anführer ausgemacht. Den sprach ich nun an und sagte ihm, wenn er und seine Leute so gut wie möglich bedient werden wollen, dann solle er ihnen sagen, dass sie an den Tischen sitzen bleiben und sehr viel leiser sprechen sollen. Wahrscheinlich war er geschmeichelt, dass ich in ihm einen Anführer erkannt hatte, jedenfalls rief er sie zur Ordnung. Sie tranken, aßen einen Salat oder eine Suppe. Zum Glück bezahlten sie alle. Und alles blieb ruhig.

Bei den Biertrinkern am Tisch vor der Bar war einer, der lange Zeit herumpöbelte, wir würden den Deutschen die Arbeitsplätze und Geschäfte wegnehmen. Ich erfuhr, dass sein Vater zu DDR-Zeiten ein großes Restaurant geführt hatte und nun arbeitslos war. Am Tisch erklärte ich ihm sehr ruhig vor den anderen, worin ich den Unterschied zwischen seinem Vater und mir sah. Sein Vater hatte ein staatliches Unternehmen geführt, er war ein leitender Angestellter gewesen und hatte die Verantwortung für das Personal und das Geschäft getragen. Aber wenn das Geschäft Verluste machte, dann erhielt er noch immer sein Gehalt. Jetzt, in der freien Marktwirtschaft, habe ich mit meinem eigenen Geld in das Restaurant investiert. Für alles – für Miete, Nebenkosten, Strom, Wasser, Personal und Steuern, den Einkauf sowieso – muss ich allein aufkommen. Und um als Selbständige überleben zu können, muss ich Gewinn erwirtschaften. Seinem Vater jedenfalls habe ich gewiss keinen Arbeitsplatz weggenommen.

Diese Übergangszeit nach der Wende war eine schöne und schwierige Zeit zugleich. Es war anstrengend, das Restaurant zu eröffnen. Danach habe ich mich immer bemüht, jedem Gast, der kam, gerecht zu werden. Ich habe jeden mit gleicher

Freundlichkeit bedient, weil ich dachte, wenn ich freundlich bin, dann wird man auch zu mir freundlich sein. Im Ganzen gelang das und Schritt für Schritt trat Stabilität in mein Leben und das meiner Familie ein.

Obst-Gemüse-Handel und vietnamesische Mafia

Ende 1994 habe ich meinen Sohn zur Welt gebracht. Ungefähr zur selben Zeit eröffnete ich einen Obst-Gemüse-Handel in dem ersten großen Einkaufs-Center, das hier in Freital gebaut wurde. Vielen Vietnamesen wurde damals angeboten, ein Geschäft in dem Center zu eröffnen. Aber die meisten trauten sich nicht, weil die Mieten dort sehr hoch waren. Sie behielten lieber ihren Verkaufsort auf der Straße oder auf dem Markt. Am Anfang haben mein damaliger Mann und ich fast alles allein gemacht. Rund um die Uhr haben wir gearbeitet, von drei Uhr in der Frühe bis abends um acht. Jeden Tag habe ich die schweren Kisten geschleppt. Kundschaft mussten wir ebenfalls gewinnen und um mein Restaurant kümmerte ich mich auch noch. Irgendwann merkte ich, dass mir das alles zu viel wurde. Ich konnte nicht gleichzeitig in guter Qualität ein Restaurant und einen Gemüsehandel führen. Auch gab es nun mehrere asiatische Restaurants und der Konkurrenzdruck wuchs. So entschloss ich mich, das Restaurant aufzugeben und alle Mittel in das Gemüsegeschäft zu investieren.

Kurz darauf, 1996, eröffnete ich noch einen kleinen Mini-Markt in Freital. Nur einen Monat später wurden mein Mann und ich von unseren Landsleuten mit Erpressung bedroht. Sie forderten zehntausend, später dreißigtausend D-Mark Schutzgeld. Mein Mann und meine Mitarbeiter waren so erschrocken,

dass sie diesen Mafia-Leuten ebenfalls Mafia-Leute von unserer Seite aus gegenüberstellen wollten. Von Anfang an sagte ich „Nein“ zu diesem Vorhaben. Ich lebte hier in Deutschland, hatte immer meine Steuern bezahlt. Auch dachte ich, wenn wir uns einmal darauf einlassen, dann werden wir immer zahlen und auch die zweite Generation hier wird noch unter Erpressung zu leiden haben. In den 1990ern gab es viele Erpressungsversuche und nicht wenige Landsleute zahlten, um der Bedrohung zu entgehen. Ich entschied mich dagegen und informierte die Polizei. Die Polizei unterstützte uns in jeder Hinsicht. Bald wurden die Erpresser verhaftet. Da Rache nicht auszuschließen war, wurden wir noch fünf Monate weiter von der Polizei beobachtet, bis die Gefahr auszuschließen war. In dieser Zeit war ich nicht ängstlich, sondern mutig. Vielleicht habe ich das von meinem Vater geerbt: Wenn man sich in einer schwierigen Situation befindet, dann muss man in sich selbst die Ruhe halten, um den Kopf eine Lösung finden zu lassen.

Schwere Krankheit

Mein Obst-Gemüse-Handel lief dann sehr, sehr gut. Als die große Flut von 2002 in Freital große Schäden anrichtete und das Einkaufs-Center zerstörte, war auch mein Geschäft betroffen. Nach nur zwei Wochen hatte ich schon einen Imbiss eröffnet, um meine Familie zu ernähren. Nach den Aufräum- und Aufbauarbeiten eröffnete ich erneut mein Geschäft und wieder lief es sehr gut.

Irgendwann merkte ich, dass mein Körper sehr schwach wurde und mein Herz manchmal stillstand. Obwohl ich Mitarbeiter hatte, war ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Beinen. Die Geschäftsführung lag in meiner Hand und

1999 hatte ich ein Haus gekauft, dessen Kredit zurückzahlen war. Das alles kostete sehr viel Kraft, aber es kam zu wenig Energie in meinen Körper zurück. Immer wenn ich merkte, dass mit meinem Herzen etwas nicht in Ordnung war und mir das Atmen schwerfiel, bat ich meine Mitarbeiter um ein Glas Wasser. Dann habe ich in kleinen Schlucken getrunken und tief ein- und ausgeatmet. Das ging eine Weile so, doch eines Morgens konnte ich nicht mehr aufstehen. In meinem Kopf drehte sich alles und ich dachte, ich müsse sterben. Nach ein paar Tagen ging es mir besser und die Ärztin konnte mich untersuchen. Sie stellte einen angeborenen Herzfehler fest, von dem sie sagte, daran hätte ich schon als Kind sterben können. Sie riet mir, wenn ich mein Leben liebte, so müsse ich es ändern. Unbedingt solle ich mit dem Arbeiten aufhören, dafür Spaziergänge machen und das Leben in Ruhe und Freude genießen. Ich dachte an meinen Sohn, meine Tochter und meine Enkel und wollte nicht sterben. 2010 musste ich das Geschäft aufgeben. Mein Körper brauchte ein Jahr, um sich allmählich zu erholen. Danach eröffnete ich den „Thanh Binh Shop“. Er trug meinen Namen und ich verkaufte Lotto, Zeitungen und Tabakwaren.

In den Westen, im Osten

Nach dem Mauerfall im November 1989 sah ich die Menschen nach Westberlin oder Westdeutschland fahren und überlegte ernsthaft, nach Westdeutschland zu ziehen. Schon zum Ende der DDR gab es diesen Hass auf uns Ausländer, im Betrieb, im Alltag, von Erwachsenen und auch von Kindern ausgeübt. Das hat ganz einfach wehgetan. Und politisch war ich so weit interessiert, dass ich mit den Werten Freiheit und Menschenrechte etwas Positives anzufangen wusste. Aber die neue Reisefrei-

heit galt noch nicht für uns Vietnamesinnen und Vietnamesen. Die DDR existierte noch als Staat und die Verträge zwischen Vietnam und der DDR sahen nicht vor, dass wir ins westliche Ausland fahren durften. Doch die Grenzen waren inzwischen geöffnet. So fuhr ich im Februar 1990 mit einer Freundin nach Berlin und wir gingen in der Nacht illegal nach Westberlin. Zwei Tage blieben wir dort. In dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, mit dem Leiter eines Asylbewerberheimes zu sprechen. Er erklärte mir, dass ich, bliebe ich im Westen, zunächst in einem solchen Heim leben und einen Antrag auf Asyl stellen müsste. Das würde seine Zeit brauchen und mit meinem Ausbildungsberuf seien die Chancen auf dem Arbeitsmarkt schlecht. Er meinte, die deutsche Einheit sei nicht mehr fern und wenn sie dann da wäre, hätte ich womöglich bessere Möglichkeiten in Ostdeutschland. Also fuhr ich in die DDR zurück, ging an meinen Arbeitsplatz und erzählte niemandem von meinem verbotenen Ausflug nach Westberlin.

Nach der Wiedervereinigung und noch später, als ich mein Restaurant eröffnete, hatte ich den Eindruck, dass sich unter den neuen politischen Verhältnissen vieles verbessern würde. Auch denke ich, dass der Ausländerhass ganz langsam zurückgegangen ist. Nachdem ich unser Haus gekauft hatte, guckten einige Leute neidisch und beobachteten sehr genau, ob womöglich Unkraut vor unserem Haus wachsen würde. Doch sie beschimpften

uns nicht. Als Geschäftsfrau hatte ich immer Kontakt zu ganz unterschiedlichen Deutschen und habe selbst die eine oder andere deutsche Gewohnheit angenommen. Während der Flut- und Hochwasserzeit 2002 haben wir uns gegenseitig geholfen. 2007 gründete ich den Verein Vietnamesische Freunde e.V., der auch offen für Einheimische war und gut angenommen wurde.

Zur Wendezeit war es für uns als Ausländer in der Öffentlichkeit sehr gefährlich, heute ist es sicherer geworden. Als wir 1996 Rache befürchten mussten, weil ich die Erpresser angezeigt hatte, bot mir die Polizei an, dass wir in Bremen neu anfangen könnten. Im Laufe der Jahre habe ich viele westdeutsche Städte kennengelernt, aber nun fiel mir auf, dass ich die meiste Zeit hier in Sachsen verbracht hatte. Hier habe ich meine Ausbildung gemacht, später als Dolmetscherin und dann als Geschäftsfrau gearbeitet. Und in Dresden verliebte ich mich sofort, nachdem ich einmal in dieser Stadt an einem Kulturfest teilgenommen hatte. Dresden ist eine wunderschöne Stadt. Die vielen Brücken verbinden die Neustadt mit der Altstadt. In der Dresdner Neustadt gibt es eher eine moderne Jugendkultur, wo man bis weit in die Nacht feiern kann. In der Altstadt sind am Abend mehr Ältere unterwegs, sie fotografieren und spazieren am Zwinger entlang. Das gefällt mir gut. Ich glaube, inzwischen kann man sich in Ostdeutschland so wohlfühlen wie in Westdeutschland.



Ein Angebot

Ich war Oberleutnant in der vietnamesischen Armee und musste mich entscheiden, ob ich mich zu einem höheren Dienstgrad ausbilden lassen sollte oder ob ich das Angebot annehme, für drei Jahre als Vertragsarbeiter in die DDR zu gehen. Nach einer Woche entschied ich mich für die DDR. Ausschlaggebend dafür war der Gedanke, dass ich bei dem zu erwartenden Verdienst in drei Jahren drei Mopeds erwerben könnte, die in Vietnam ein gutes Startkapital darstellen würden. Am 25. September 1989 erreichte ich die DDR. Vom Flughafen wurden wir vom Gruppenleiter, dem Dolmetscher und einigen deutschen Kollegen abgeholt. Wir fuhren nach Magdeburg, denn dort sollten wir im Gleisbau eingesetzt werden. Im Wohnheim lebten wir zu fünft in einer Drei-Raum-Wohnung. Es war angenehm – einmal in der Woche wurden unsere Zimmer gereinigt und es gab regelmäßig frische Bettwäsche. Wurde jemand krank, begleitete der Dolmetscher uns zum Arzt. In meiner Gruppe waren fast alle ehemalige Soldaten. Wir fanden die DDR schön, modern

und zivilisiert. Ein Jahr nach meiner Ankunft war die Wiedervereinigung und vier Monate später wurde ich arbeitslos. Mit 3.000 DM und drei Gehältern hätte ich nach Vietnam zurückgehen können. Ich entschied mich zu bleiben und stieg in den Einzelhandel ein.

Gleisbau

Vor meiner Kündigung arbeitete ich in der Gruppe „Gleisbau“ am Magdeburger Hauptbahnhof. Da wir in der DDR dringend gebraucht wurden, lernten wir nur eine Woche Deutsch. Das nutzte natürlich nichts. Aber wir hatten einen Dolmetscher und waren ja darauf eingestellt, das Land nach drei Jahren wieder zu verlassen. Die Arbeit im Gleisbau stellte kein Problem für mich dar, obwohl ich keine Ausbildung dafür besaß. Es galt der Acht-Stunden-Tag. Doch nicht selten waren wir schon nach vier Stunden fertig. Zwar durften wir noch nicht ins Wohnheim zu-

rück, aber den Rest des Arbeitstages konnten wir dasitzen und miteinander reden. Ökonomisch und psychisch hat es uns gut gefallen. Mit den meisten Kollegen haben wir uns verstanden. In unserer Gruppe waren wir 25 Vietnamesen und zehn Deutsche. Zwei von den Deutschen hassten und beschimpften uns. Ansonsten würde ich sagen, wir wurden gemocht. Unser Betreuer erklärte uns zum Beispiel viele Alltagsdinge wie etwa, dass die Damentoilette tatsächlich nur für Frauen war und wir da nicht hineingehen durften.

Wenn wir an den Gleisen arbeiteten, lagen häufig Gärten in der Nähe und wir haben heimlich Obst gepflückt. Als die Besitzer das mitbekamen, sagten sie uns, dass wir ihre Gärten ruhig betreten dürfen, um ein wenig Obst zu ernten. Der Zusammenhalt in unserer Arbeitsgruppe war gut und hat recht lang gehalten. Die Deutschen halfen uns immer, auch weil wir so schlecht Deutsch sprachen. Vielleicht lag das ein wenig daran, dass wir Vietnamesen in der Arbeitsgruppe fast alle davor Soldaten waren. Im Vergleich zu anderen vietnamesischen Vertragsarbeitern waren wir disziplinierter, tüchtiger, fleißiger und sparsamer. Die meisten Deutschen in der DDR, aber auch heute, waren und sind sehr hilfsbereit und zivilisiert.

Nach Mauerfall und Wiedervereinigung

Der Fall der Mauer war keine normale Nachricht, er veränderte unser Leben. Als wir dann endlich die DDR-Mark offiziell in D-Mark wechseln durften, war ich glücklich. 3.000 D-Mark waren fast 3.000 Dollar – in meiner Heimatprovinz konnte man damals mit 1.000 Dollar schon ein einfaches Häuschen kaufen. Kurz vor der Wiedervereinigung wollte ich schauen, wie das Leben im Westen aussah. Ich bin nach Berlin gefahren und

heimlich über die Mauer nach Westberlin gelaufen. Man musste nicht mehr klettern, weil sie an vielen Stellen schon flach bzw. abgebaut war. Und man wusste auch, es wurde nicht mehr geschossen. In Westberlin hatte ich den Eindruck, dass die Waren so vielfältig waren. Viele Sachen, die es in der DDR nicht gab, lagen hier überall in den Auslagen. Ich habe mich nur umgeschaut und kleinere Sachen wie Pho-Nudeln gekauft, die es in der DDR nicht gab und für uns als Luxus galten. Mit Mauerfall und Wiedervereinigung gab es nun all die vielen Produkte auch in Magdeburg.

Wenn ich bedenke, wie viel Blut für die Wiedervereinigung zwischen Nord- und Südvietnam geflossen ist, dann kann ich nur sagen, die deutsche Wiedervereinigung war friedlich und ist in der Geschichte vielleicht einmalig. Womöglich habe ich deshalb auf die Entschädigungssumme für Rückkehrer verzichtet. Ich blieb und dachte: Mal sehen, was kommt.

Nachdem mir beim Gleisbau gekündigt worden war, erhielt ich eine Weile Arbeitslosengeld und dann meldete ich mein Gewerbe an. Alle zwei Jahre wurde mein Aufenthalt verlängert und nach dem dritten Mal erhielt ich die unbefristete Aufenthaltserlaubnis. Ich flog jedes Jahr nach Vietnam und dann hieß es von amtlicher Stelle, wer noch ledig ist und heiraten möchte, kann seine Frau nach Deutschland holen. Sie kam 1999. Meine erste Tochter wurde in Vietnam geboren und kam mit 18 Monaten nach Deutschland, die beiden anderen Töchter wurden hier geboren. Ich freue mich, dass wir hier ein stabiles Leben führen können, dass wir gesund und die Kinder gut in der Schule sind. Sie haben alle die deutsche Staatsbürgerschaft und meine Frau auch bald. Ich liebe Deutschland, aber ich hätte nicht gern die deutsche Staatsbürgerschaft. Meine Frau und meine Kinder können gern hierbleiben, aber ich will später in Vietnam ster-

ben. Im Alter würde ich gern zwischen Vietnam und Deutschland pendeln. Bevor ich 100 Jahre alt werde, kehre ich nach Vietnam zurück, um zu sterben.

Osten und Westen

Im Laufe der Jahre habe ich mehrfach überlegt, in den Westen zu gehen. Die Möglichkeit eines höheren Einkommens lockte mich, denn die materielle Ungleichheit zwischen Ost und West existiert nach wie vor. Von meinen Freunden, die in den Westen umgezogen sind, wurden manche erfolgreich, manche nicht. Inzwischen sind die Kinder herangewachsen, haben hier ihre Freundinnen und Freunde. Sie können später entscheiden, ob sie in den Westen Deutschlands oder ins Ausland gehen wollen. Wir werden wohl hierbleiben. Ich bin ein treuer Typ. Das gilt auch für Magdeburg. In dem Haus wohnen wir schon über 20 Jahre. Es liegt nahe zur Schule, zum Krankenhaus, zu den Einkaufsmöglichkeiten.

Seit sieben Jahren besuchen meine Frau und ich dreimal in der Woche ein in der Nähe gelegenes Fitness-Studio und trainieren an den Geräten oder gehen in die Sauna. So entspannen wir und halten uns gleichzeitig fit. Auch bin ich hier gern in unserem deutsch-vietnamesischen Freundschaftsverein und nehme an Aktivitäten teil, die Spaß und Freude bereiten. Und wenn gespendet werden soll, dann spenden wir wie alle anderen auch. Als ehemaliger Soldat bin ich auch im Verein für Veteranen. Einmal im Jahr fahre ich zur vietnamesischen Botschaft nach Berlin, um in Uniform an der Zeremonie zum Tag der Gründung der Armee am 22. Dezember teilzunehmen. Dort treffe ich alte Kameraden und wir beleben gegenseitig unsere Erinnerungen. Das gefällt mir und ist mir auch wichtig. Wir blei-

ben hier, ich fühle mich wohl, bin somit zufrieden und suche nicht weiter.

Erreichtes und Wünschbares

Mit 17 Jahren ging ich zur Armee. In der Heimat herrschte Hunger, wir waren eine kinderreiche Familie, ich bin der älteste von drei Brüdern und einer Schwester. Mein Vater arbeitete als Lehrer und war über 40 Jahre lang Schulleiter einer Grundschule. Vor 50 bis 60 Jahren bekam er nur 13 Kilogramm Reis und 200 Gramm Fleisch monatlich. Die ganze Familie hing von dieser Versorgung ab. Wir waren eine arme Familie. Wegen der Armut bin ich zur Armee gegangen und danach in die DDR, um zu arbeiten. Hier arbeitete ich fleißig und konnte meiner Familie, meinen Geschwistern helfen. Ich bin stolz drauf. Sie haben Häuser gekauft, sie haben Transportmittel. Natürlich hätte ich ihnen auch geholfen, wenn ich in Vietnam geblieben wäre. Aber von Deutschland aus kann ich ihnen besser helfen.

Ich kenne nur die hellen Seiten des Lebens, nicht die Schattenseiten. Meine Sorge ist nur, dass unsere Kinder zu wenig Vietnamesisch lernen, um mit ihren Großeltern in Vietnam zu sprechen. Ich wünsche mir sehr, dass sie Vietnamesisch können, um die Heimat nicht zu vergessen. Wir fliegen oft nach Vietnam, ich fast jährlich, um die Eltern meiner Frau, meine Eltern und andere Familienangehörige zu besuchen. Einmal im Monat telefonieren wir per Video miteinander. Für mich ist die Familie das Wichtigste. Mehr oder weniger Geld spielt nicht die Rolle, sondern wichtig ist mir eine solidarische und glückliche Familie. Es gibt noch viel zu tun, aber mit meinem jetzigen Leben bin ich zufrieden. Die Kinder sind gesund und lernen mit Erfolg. Meine Frau ist noch jung, sie arbeitet sicher noch

länger als ich. Ich verdiene nicht viel, aber genug fürs Leben, und meine Frau arbeitet auch fleißig. Viele Sorgen habe ich auch nicht. Die größte Sorge ist die um meine Eltern in Vietnam. Sie mögen lange leben und gesund bleiben. Ich wünsche mir, dass die Pandemie endlich vorbei ist, damit ich wieder wie fast jedes Jahr meine Eltern besuchen kann. Ich habe nichts zu bereuen.

Heimat

Meine einzige Heimat ist dort, wo mir meine Eltern das Leben geschenkt haben und wo meine Nabelschnur – wie es bei uns Brauch ist – in der Erde vergraben ist. Deutschland ist meine zweite Heimat und die erste Heimat meiner Kinder. Für mich

ist meine Heimat der schönste Ort, egal wie andere darüber sprechen. Manche sehen dort nur die Armut oder reden abfällig darüber. Ich bin stolz darauf, dass ich dort geboren bin und Vietnam als Heimat habe. Meine Eltern sind schon über 90 Jahre alt. Ich möchte, dass meine Kinder an sie denken und sich später an sie erinnern. Meine kindliche Pietät gilt meinen Eltern und ich hoffe, dass ich mich in ihren letzten Lebensjahren um sie kümmern werde. Sollte mir vor meiner Zeit etwas passieren, so wissen meine Frau und meine Kinder, dass sie meinen Leib nach Vietnam bringen sollen, um ihn dort zu bestatten. Bevor das geschieht, möchte ich im hohen Alter gern wieder in Vietnam leben. Dort sind meine jüngeren Brüder, habe ich ein Haus mit Garten und auch schon ein Grab. In meiner Heimat ist alles vorbereitet.



Aus Grosny

Wir sind aus Grosny hierhergekommen. Kurz bevor am 29. November 1994 der erste Krieg in Tschetschenien begann, danach Grosny als Hauptstadt belagert und erobert wurde und so viele Tausende Menschen starben, erhielten wir die Erlaubnis zur Ausreise. Am 14. November 1994 kamen wir in Deutschland an. Wir – das ist meine Familie. Meine Tochter Ina war 16 Jahre alt, mein Sohn Dimitri 23. Mein Mann Juri ist Politologe. Er arbeitete als Professor an der Universität in Grosny. Ich bin Russischlehrerin und war stellvertretende Direktorin an einer Schule.

Schon vor Ausbruch des Krieges waren die Zeiten schwer. Es war gefährlich, überhaupt auf der Straße zu laufen. Für die Sicherheit unserer Kinder kaufte mein Mann einen Hund. Es war ein Dobermann, der sie beschützen sollte. Auch besaßen wir ein Auto, mit dem wir uns fortbewegen konnten. Aber es konnte jederzeit gestohlen werden. Überall waren Rebellen, die morden und töten konnten. Das waren schreckliche Zeiten. Als wir unsere Papiere erhielten, verkauften wir unsere Wohnung. Das war eine sehr gute Wohnung, für die wir umgerechnet nur

2.000 Deutsche Mark erhielten. Mit diesem Geld kamen wir in Deutschland an.

Schwerin

In Schlagbrügge, einer kleinen Gemeinde im Westen von Mecklenburg-Vorpommern, haben wir unsere erste Woche in einem Aufnahmeheim verbracht. Für die Niederlassung standen Wismar, Rostock und Schwerin zur Auswahl. Wir hatten wirklich keine Ahnung und als wir hörten, in Rostock würde beständig ein starker Wind wehen, sagten wir uns, dass Schwerin wohl der bessere Ort sei. So kamen wir nach Schwerin. Bevor wir unsere Wohnung erhielten, lebten wir ein Jahr in einem Wohnheim, einer ehemaligen Kaserne. Der Sprachkurs, den wir erhielten, dauerte ein halbes Jahr. Das war natürlich viel zu wenig, um die deutsche Sprache zu erlernen. Aber in Grosny hatte ich ein wenig Deutsch von meiner Kollegin an der Schule gelernt und so wurde ich für meine Familie eine Art Ansprechpartnerin.

Unser erster Anlaufpunkt in Schwerin war die jüdische Gemeinde. Wir waren ja jüdische Kontingentflüchtlinge, aber zu Hause hatten wir gar keinen Bezug zum Judentum, seiner Kultur und Religion gehabt. Deshalb blieb uns das Leben in der jüdischen Gemeinde fremd und wir nahmen nicht wirklich daran teil. Doch am Anfang besuchten wir einmal das Chanukka-Fest und lernten dort einen Deutschen kennen, mit dem wir heute noch in Verbindung stehen. Das war Herr Martin Just. Er war Referent im Landesbüro der Friedrich-Ebert-Stiftung. Als er hörte, welche Berufe wir in Grosny ausgeübt hatten, schlug er uns vor, Seminare für russischsprachige Menschen in Deutschland zu geben. So begann unsere mehr als zehnjährige Zusammenarbeit mit der Friedrich-Ebert-Stiftung. Zugleich wurde uns über das Gespräch klar, dass es kaum möglich sein würde, regulär an einer Schule zu arbeiten. So entstand die Idee, einen Verein zu gründen.

Im Oktober 1996 gründeten wir unseren Verein, das Deutsch-Russische Kulturzentrum „Kontakt“. Der Verein hat heute 150 Mitglieder. Ich übernahm ehrenamtlich die Leitung des Zentrums. Ein Anlass war meine Beobachtung, dass die Kinder russischsprachiger Eltern untereinander Deutsch sprachen. Mir schien es richtig, dass sie ihre Muttersprache nicht vergessen. Unser erstes wichtiges Fest war das Jolka-Fest 1997. Wir hatten noch überhaupt kein Geld, aber unsere damalige Ausländerbeauftragte Annette Köppinger vermittelte uns an die Domgemeinde und die Leiterin spendete uns 200 Mark. Das war das erste Geld, mit dem wir unsere Arbeit organisieren konnten. Die ersten neun Jahre wurden wir von der Stadt und vom Land finanziell unterstützt. Seitdem finanzieren wir uns über Projekte und Spenden bzw. arbeiten mit Stiftungen zusammen, was wirklich nicht einfach ist. Aber so geht es ja vielen Vereinen.

Es geht uns bei der Arbeit um die Unterstützung neu Zugewanderter. Wir haben fast alle ähnliche Erfahrungen damit gemacht, wie schwer es ist, in einem fremden Land Fuß zu fassen. Deshalb gibt es bei uns Sprach- und PC-Kurse oder wir begleiten Menschen zum Amt, zur Krankenkasse oder Wohnungsstelle. Im Kern des Zentrums aber steht die Kultur: der geistig-kulturelle Austausch russischsprachiger Menschen untereinander, aber natürlich auch der Austausch mit deutschsprachigen Menschen und solchen anderer nationaler Herkunft. Wir veranstalten Lesungen, wenn möglich mit bekannten Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Zu den bekanntesten gehört sicherlich Ljudmila Ulizkaja, die uns 1999 besuchte, aber auch Wladimir Woinowitsch, Igor Guberman und viele andere. An Literaturabenden beschäftigen wir uns mit Dichterinnen und Dichtern der Vergangenheit wie zum Beispiel Anna Achmatowa. In politischen Seminaren, die zumeist mein Mann durchführt, setzen wir uns mit Problemen der Gegenwart auseinander. Nicht nur durch unsere regelmäßige Teilnahme an der „Interkulturellen Woche“ sind wir in Schwerin und darüber hinaus bekannt. Hier traten wir zum Beispiel mit unseren Ensembles „Serenade“ und „Surprise“ und unserem Kinderensemble „Kinderland“ auf. Heute tragen auch unser Theater „Schaubude“, die Musikgruppe „Perkussion“ und unser Kindertanzensemble „Sternchen“ dazu bei.

Der Osten – das kann man Pech oder Glück nennen

Unsere Heimat konnten wir verlassen, weil Deutschland zu der Zeit jüdische Kontingentflüchtlinge aufgenommen hat. Wir reichten unsere Papiere an der deutschen Botschaft in Mos-

kau ein und warteten. Mit unserem Status konnten wir nach Deutschland einreisen, hatten aber keine Entscheidungsmacht darüber, wohin in Deutschland. Allerdings wussten wir nichts vom Land. Zumindest nicht viel, wir hatten auch kein Internet in dieser Zeit. Auf unseren Papieren stand dann Mecklenburg-Vorpommern als Ankunftsland. Vielleicht wäre es besser gewesen, in Süd- oder Westdeutschland anzukommen. Am Anfang überlegten wir oft, später nach Hamburg, Berlin oder Nordrhein-Westfalen zu ziehen. Aber uns fehlten die finanziellen Mittel und vielleicht auch die richtigen Verbindungen, um Schwerin zu verlassen. Wir blieben hier, das kann man Pech oder Glück nennen.

Einmal bestand für meinen Mann die Möglichkeit, eine Arbeit an der Universität in Bremen zu finden. Aber er spricht nicht genug Deutsch, um mit den Studierenden arbeiten zu können. Als wir hier mit unserem Verein anfangen, kamen 30 Kinder zu uns, um Russisch zu lernen. Heute kommt kein einziges. Ich hatte nicht wirklich die Möglichkeit, um als Russischlehrerin zu arbeiten. Heute kenne ich Kolleginnen und Kollegen, die mich einladen, bei ihnen an russischen Schulen in Berlin, Hamburg oder Nürnberg – also Städten, die große russischsprachige Gemeinden haben – zu arbeiten. Dazu müssten wir umziehen und dafür ist es zu spät für uns. Die Familie ist hier. Meine Tochter

hat in Schwerin ihre Ausbildung gemacht und arbeitet heute im kommunalen Sozialverband. Sie ist verheiratet und hat zwei Söhne. Ich bin Großmutter und inzwischen ist der älteste Enkel auch schon 16 Jahre. Hätte unsere Tochter umziehen wollen, dann wären mein Mann und ich womöglich mitgezogen. Aber sie wollte nicht, es gefällt ihr in Schwerin. Mein Sohn lebt auch in der Nähe.

Käme ich heute nach Deutschland, würde ich vielleicht Wege finden, um nach Westdeutschland zu ziehen. Aber damals beherrschte ich die Sprache nicht so gut, hatte noch keine Erfahrungen mit dem neuen Land gemacht, und wir kannten niemanden, der uns hätte Ratschläge erteilen können. Doch inzwischen gefällt mir Schwerin. Ich lebe gern hier und bin zufrieden mit meinem Leben. Wenn wir Gäste zu Besuch haben und wir ihnen die Stadt zeigen, sagen sie immer: „Oh, das ist eine wunderschöne Stadt.“ Aber die Stadt ist nur gut für Seniorinnen und Senioren. Alle, die nicht in der Altenpflege arbeiten wollen, verlassen die Stadt. Schwerin hat keine großen Konzerne und keine Universität. Da ziehen die Jungen weg. Mit unserem Verein schauen wir nun auf 25 Jahre zurück. Wir hatten viele Schwierigkeiten und ebenso viele angenehme Momente. Und wir haben viele Freunde gefunden. Das Leben geht weiter.

Anhang

Weiterführende Literatur

- Beth**, Uta/Tuckermann, Anja: „Heimat ist da, wo man verstanden wird“. Junge VietnamesInnen in Deutschland, Berlin 2012
- Diaby**, Karamba u. a. (Hg.): Vielheit und Einheit im neuen Deutschland. Leerstellen in Migrationsforschung und Erinnerungspolitik, Frankfurt a. M. 2015
- Foroutan**, Naika/Hensel, Jana: Die Gesellschaft der Anderen, Berlin 2020
- Ha**, Kien Nghi (Hg.): Asiatisch Deutsche Extended. Vietnamesische Diaspora and beyond, Hamburg 2012
- International Women*s Space** e.V. (Hg.): „Als ich nach Deutschland kam“. Gespräche über Vertragsarbeit, Gastarbeit, Flucht, Rassismus und feministische Kämpfe. Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Münster 2019
- Koch**, Sebastian: Zufluchtsort DDR? Chilenische Flüchtlinge und die Ausländerpolitik der SED, Paderborn 2016
- Kowalczyk**, Ilko-Sascha: Die Übernahme. Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde, München 2019
- Die **lange** Geschichte der „Wende“. Geschichtswissenschaft im Dialog, hrsg. v. Kerstin Brückweh, Clemens Villinger, Kathrin Zöller, Berlin 2020
- Lierke**, Lydia/Perinelli, Massimo (Hg.): Erinnern stören. Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive, Berlin 2020
- Müller**, Christian/Poutrus, Patrice G. (Hg.): Ankunft – Alltag – Ausreise. Migration und interkulturelle Begegnung in der DDR-Gesellschaft, Köln/Weimar/Wien 2005
- Neumann-Becker**, Birgit/Döring, Hans-Joachim (Hg.): Für Respekt und Anerkennung. Die mosambikanischen Vertragsarbeiter und das schwierige Erbe aus der DDR, Halle/Saale 2020
- Priemel**, Kim (Hg.): Transit | Transfer. Politik und Praxis der Einwanderung in der DDR 1945–1990, Berlin 2011

- Scharenberg**, Albert (Hg.): Der lange Marsch der Migration. Die Anfänge migrantischer Selbstorganisation im Nachkriegsdeutschland, Berlin 2020
- van der Heyden**, Ulrich/Semmler, Wolfgang/Straßburg, Ralf (Hg.): Mosambikanische Vertragsarbeiter in der DDR-Wirtschaft. Hintergrund– Verlauf – Folgen, Münster 2014
- Vietnamesisch-Deutsche Wirklichkeiten**, hrsg. v. Bengü Kocatürk-Schuster u. a., o. O. [Köln] 2017
- Weyhe**, Birgit: „Madgermanes“, Berlin 2016
- Yaghoobifarah**, Hengameh/Aydemir, Fatma (Hg.): Eure Heimat ist unser Albtraum, Berlin 2019
- Zeitzeugengespräche** mit Migrantinnen und Migranten. „Interessante Erwachsene“ im interkulturellen Unterricht und in der Jugendarbeit, hrsg. v. d. Jugendbegegnungsstätte Anne Frank, Frankfurt a. M. 2006
- Zöllner**, Renate: Was ist eigentlich Heimat? Annäherungen an ein Gefühl, Berlin 2015
- Zwengel**, Almut (Hg.): Die „Gastarbeiter“ der DDR. Politischer Kontext und Lebenswelt, Berlin/Münster 2011
- Empfehlungen im Internet:**
- Enzenbach**, Isabel/Kollath, Mai-Phuong/Oelkers, Julia: Webdokumentation: Eigensinn im Bruderland, unter: <https://bruderland.de/> (abgerufen am 22. November 2021)
- Hoyerswerda-1991**. DE, Webdokumentation, eine Produktion von *out of focus Medienprojekte* und der Initiative „Pogrom 91“, unter: <https://www.hoyerswerda-1991.de/> (abgerufen am 22. November 2021)
- Lierke**, Lydia/Perinelli, Massimo: Webprojekt zum Buch „Erinnern stören“ unter: <https://www.rosalux.de/erinnern-stoeren> (abgerufen am 22. November 2021)
- Nguyen**, Angelika: Bruderland ist abgebrannt, Dokumentarfilm 1992 unter: <https://www.youtube.com/watch?v=2B3Wdt6MkZk> (abgerufen am 22. November 2021)
- Nguyen**, Nam/Petter, Jan/Pham, Thi Thu Linh: Hanoi X Halle. Vietnamesisches Leben vor und nach 1989 in Ostdeutschland, unter: <https://hanoixhalle.com/> (abgerufen am 22. November 2021)
- Nguyen**, Phuong Thanh: Sorge 87, unter: <http://sorge87.de/> (abgerufen am 22. November 2021)
- Verwobene** Geschichten. Themen, Menschen, Orte, hrsg. v. d. Alice Salomon Hochschule, unter: <https://www.verwobene-geschichten.de/materialien/> (abgerufen am 22. November 2021)
- Zeitzeug*innen**. Migrant*innen und die friedliche Revolution, hrsg. v. d. Gesellschaft für Völkerverständigung e.V., unter: <https://wendemigra.de/> (abgerufen am 22. November 2021)

Wer wir sind:

Die Autorinnen:

Carina Großer-Kaya hat sich im Studium mit sozialgeographischen und migrationssoziologischen Fragestellungen befasst und sich auf interpretative Methoden der Sozialforschung spezialisiert. In ihrer Promotion hat sie zu Arbeitsbiographien und Identitätskonstruktionen türkeistämmiger Männer geforscht. Sie ist als Lehrbeauftragte an Hochschulen und als freie Dozentin für interkulturelle Kommunikation, Mehrsprachigkeit und Diversity tätig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Migration, Bildung und soziale Ungleichheiten. Seit 2017 arbeitet sie beim Landesnetzwerk Migrant*innenorganisationen Sachsen-Anhalt (LAMSA) e. V. zur Arbeitsmarktintegration von Geflüchteten in Sachsen-Anhalt und seit März 2020 im Projekt Mi*story.

Monika Kubrova studierte Geschichte und germanistische Literaturwissenschaft an der Martin-Luther-Universität Halle-Wit-

tenberg. Sie ist promovierte Historikerin und thematisierte in ihrer Dissertation Selbstpräsentationen adeliger Frauen im Medium der Autobiographik um 1900. In Forschung und Lehre setzte sie sich mit Fragen des Elitenwandels und des Formwandels der Bürgergesellschaft in der Moderne auseinander. Ihre Schwerpunkte lagen in der historischen Adelforschung und der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Seit 2015 arbeitet sie als Mitarbeiterin im Landesnetzwerk Migrant*innenorganisationen Sachsen-Anhalt (LAMSA) e. V. und bringt in das Projekt Mi*story ihre Erfahrungen als Historikerin ein.

Der Fotograf:

Mahmoud Dabdoub kam 1981 als palästinensischer Austauschstudent aus dem Libanon in die DDR. In Leipzig studierte er Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst. In den 1980er Jahren fing er mit seiner Kamera den Alltag in der DDR

ein und erfasste ab dem Herbst 1989 eine in Wandel, Auflösung und Neubeginn begriffene soziale Wirklichkeit. Fotobände und zahlreiche Ausstellungen weisen immer wieder auf den Schwerpunkt seiner Arbeit hin – den öffentlichen Raum und die Menschen, die sich in ihm bewegen. Zuletzt erschien von ihm „Augen in der Pandemie“, ein Fotoband, der dem vielfältigen Umgang des Maskentragens unter Corona-Bedingungen Rechnung trägt.

Mi*story ist ein Projekt von DaMOst, dem Dachverband der Migrant*innenorganisationen in Ostdeutschland. Projektträger ist das Landesnetzwerk Migrantenorganisationen Sachsen-Anhalt (LAMSA) e. V.

Über LAMSA e. V.:

Das Landesnetzwerk (LAMSA) wurde im Jahr 2008 gegründet und vertritt seither die politischen, wirtschaftlichen und sozialen sowie kulturellen Interessen der Menschen mit Migrationshintergrund auf Landesebene. Es versteht sich als deren Fürsprecher und steht der Landesregierung, allen migrationspolitisch relevanten Verbänden, Institutionen und weiteren Migrantenorganisationen in anderen Bundesländern als Ansprechpartner zur Verfügung. Im März 2014 gründete LAMSA

einen gemeinnützigen Verein. Derzeit sind 110 Organisationen und Einzelpersonen unterschiedlicher Herkunft, kultureller Prägung sowie religiöser Zugehörigkeit im LAMSA vertreten. Das LAMSA möchte einen Beitrag zur nachhaltigen Förderung der Integration von Migrantinnen und Migranten in Sachsen-Anhalt leisten. (www.lamsa.de)

Über DaMOst:

DaMOst ist der Dachverband der fünf Landesverbände von Migrant*innenorganisationen in Ostdeutschland. Der Dachverband wurde am 20. Oktober 2018 offiziell gegründet. Seit Dezember 2020 ist DaMOst ein eingetragener Verein. Wir unterstützen und bündeln die Arbeit von insgesamt ca. 300 lokalen Organisationen. Teilhabe in der Einwanderungsgesellschaft ist das Thema, das alle unsere Mitgliedsorganisationen vereint. Wir arbeiten ethnien- und generationenübergreifend. Dadurch ist uns die Auseinandersetzung mit Rassismen, Vorurteilen und „schwierigen“ Themen vertraut. Besonders wichtig sind uns die Verknüpfung der Basisarbeit mit der bundesweiten politischen Arbeit und die gegenseitige Befruchtung beider Bereiche sowie die Arbeit und die Vernetzung gegen Rassismus und Diskriminierung. In unserer Arbeit nehmen wir eine explizit ostdeutsche Perspektive ein. (www.damost.de)

Herausgeber:

Landesnetzwerk Migrantenorganisationen Sachsen-Anhalt e. V.
Bernburger Straße 25a · 06108 Halle (Saale)

Fax: +49 345 - 51 59 41 55

E-Mail: info@lamsa.de

www.lamsa.de

In Zusammenarbeit mit:

Dachverband der Migrant*innenorganisationen
in Ostdeutschland DaMOst e. V.

Landsberger Straße 1 · 06112 Halle (Saale)

E-Mail: info@damost.de

www.damost.de

Autorinnen:

Carina Großer-Kaya (Einleitung), Monika Kubrova (Biographien)

Fotos: Mahmoud Dabdoub (Foto auf S. 108: Le Duc Kiên, privat)

Übersetzung Vietnamesisch-Deutsch: Nguyet Minh Nguyen

Interviews:

Mustafa Bico

Carina Großer-Kaya

Monika Kubrova

Nguyet Minh Nguyen

1. Auflage 2022

© 2022 · Ammian-Verlag · Verlag für Regional- und Zeitgeschichte

Inhaber: Marcel Piethe · Rahnsdorfer Straße 26 · 12587 Berlin

Verlagsredaktion: Marcel Piethe

Umschlag, Layout und Satz: typegerecht berlin

Gedruckt in der EU

www.die-mark-brandenburg.de

www.ammian-verlag.de

Die Publikation entstand im Rahmen des Projekts „Mi*story. Migrationsgeschichten in und aus Ostdeutschland“, gefördert durch den Beauftragten der Bundesregierung für die neuen Bundesländer.



Gefördert durch:



aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages